

Mitteldeutsche Rundschau

Organ der Werkvereine
in Frankfurt a. M. u. Umgebung

Die „Mitteldeutsche Rundschau“ erscheint wöchentlich einmal und zwar Sonnabend. Sie kostet vierteljährlich 75 Pfg. einschließlich Bestellgeld.

Geschäftsstelle: Frankfurt a. M.-West, Leipzigerstraße 36
Bank-Konto: Deutsche Bank, Frankfurt a. M.
Briefadresse: Mitteldeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.-West
Drahtnachrichten: Mitteldeutsche Rundschau, Frankfurt/Main.
Telephon: Amt Lamm 1701.

Anzeigenpreis: Petitzeile 6 Spaltig 20 Pfg. im Reklameteil 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. Die Inseratentnahme wird Mittwochs geschlossen.

Nr. 40.

Frankfurt a. M.-West, Sonnabend, den 3. Oktober 1914.

I. Jahrgang.

Unserer Flotte!

(Stingweise: Stolz weht die Flagge . . .)

Die Woge rollt um euer Schiff
Und fragt: Ist's noch nicht Zeit?
Die Flagge weht in Sturmes Griff
Und fragt: wann geht's zum Streit?
Aus allen Pforten ahnungsicher
Gähnt der Geschütze Mund,
Ein jeder Blick liegt übers Meer
Und fragt: wann schlägt die Stund?
Ihr alle wißt: Im Norden steht
Der Feind, der uns bedroht,
Ihr alle wißt: zum Siege weht
Die Flagge schwarz-weiß-rot!

Ihr neidet eurer Brüder Los,
Die aus dem Unterland
Den Feind, im Dorn gerecht und groß,
Verlagst mit harter Hand?
Geduld! des höchsten Ruhmes Bier
Ist noch für euch bereit,
Voll Heldenmut noch sehtet ihr,
Den schwersten, schönsten Streit!
Dem schlimmsten Feind mit grimmem Haß
Sollt bringen ihr den Tod —
Das ruft euch zu ohn Unterlaß
Die Flagge schwarz-weiß-rot!

Ihr blauen Jungen, laßt mit Gott,
Der euer Steuer lenkt;
Nicht ruhet, bis ihr Neid und Spott
Ins tieffte Meer versenkt.
Was ihr an Haß im Herzen tragt,
Gibt diesem Feind allein,
Der zu besüßeln trech gewagt,
Was heilig uns und rein!
Von diesem heiligen Haße wird
Ganz Deutschlands Herz durchloht —
Laßt klattern drum, vom Tod umschwirrt,
Die Fahne schwarz-weiß-rot!

Ihr kämpft um Deutschlands Ruhm und Recht,
Steht nicht in anderm Sold;
Dem Feind hilft Lug und Trug nur schlecht
Und all sein schändes Gold.
Ihr kämpft für unser höchstes Gut,
Für Freiheit, Vaterland,
Ihr steht gerüstet auf der Hut,
Als Wacht am Meeresstrand!
Ihr haßt die Lüge und den Neid,
Seid wahr bis in den Tod —
Ihr schirmt und schüßet allezeit
Die Flagge schwarz-weiß-rot!

Richard Boozmann.

Unsere Industrie im Kriege.

Der Ausbruch des Weltkrieges am 1. August bedeutete für den größten Teil unserer Industrie zunächst eine absolute Störung. Kein Mensch dachte mehr daran, weitere Aufträge aufzugeben und sonstige Gebrauchsgegenstände zu erteilen, ja bereits bestehende Aufträge wurden zurückgezogen. Manche Metallwarenfabrik, mancher Industrielle glaubte in jenen Tagen, dem baldigen sicheren Ruin gegenüberzustehen. Gleichzeitig wurde ein Erlaß veröffentlicht, demzufolge die Ausfuhr jeglicher Maschinen und speziell aller Werkzeugmaschinen verboten wurde. Mancher Fabrikbesitzer sah nach diesem Erlaß auch die Hoffnung schwinden, wenigstens seine beschäftigungslos gewordenen Maschinen befristet an das neutrale Ausland zu verkaufen.

Heute haben wir geraume Kriegszeit hinter uns, an unserem schließlich Erfolge ist kaum mehr zu zweifeln, und heute sieht wohl jeder ein, wie verkehrt der Meinungsstand in den ersten Kriegstagen war. Es kommt nicht nur darauf an, daß wir auf den Schlachtfeldern stark bleiben, sondern es ist auch unbedingt notwendig, daß wir wirtschaftlich die volle Stärke bewahren. Wie notwendig das ist, zeigt ja der russisch-japanische Krieg, in welchem die Japaner zweifellos große militärische Erfolge errangen und trotzdem auf ziemlich ungünstige Bedingungen Frieden schließen mußten, weil sie am Ende ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit angekommen waren.

Dies Beispiel muß schrecken, und mehr denn je müssen wir heute darauf bedacht sein, unser volkswirtschaftliches Gerüst im Gange zu halten und die Finanzkraft jedes einzelnen zu stärken; denn die Summe aller dieser Kräfte bildet schließlich die Finanzkraft des Staates. Und nun mag eine Wanderung durch einige Werke zeigen, wie sehr sich einerseits die industriellen Verhältnisse seit dem Kriege verändert haben, und wie sehr doch andererseits das wirtschaftliche Gefüge gewahrt bleibt. Wir betreten eine Werkstatt, in der vor acht Wochen noch fleißig elektrische Schalter und Lampenfassungen gebaut wurden. Der Bedarf an diesen Dingen dürfte heute wesentlich gesunken sein. Aber dennoch herrscht auch jetzt feierhaftes Leben und Treiben, und unaufhörlich klappern und knarren die sinnreichen Maschinen, die Stanz- und Ziehbanken. Hier und da in unendlichen Mengen schluden sie blaues Messingblech ein und verarbeiten es. Was aber am letzten Ende dieses Fabrikationsganges herauskommt, das sind nicht mehr die komplizierten Teile von Fassungen und Schaltern. Wohl aber sehen wir zu tausenden und abertausenden von Exemplaren die schlanken wohlbekannten Formen unserer Infanteriepatronen. Ueber Nacht ist aus der elektrotechnischen Fabrik eine Patronenfabrik geworden, die ihre Maschinen mit Überstunden arbeiten läßt, die ebenso viele Leute wie im Frieden beschäftigt und heute ebenso eifrig die großen Aufträge des Kriegsministeriums notiert, wie vor Wochen die Aufträge der Privatindustrie.

Wie hier, so geht es an hundert anderen Stellen. Fabriken, welche eine Eisengießerei besitzen und im Juli allerlei Eisenwaren lieferten, betreiben jetzt den Guß von Stahlgranaten en gros, und ihre Drehbänke und Bohrmaschinen haben vollauf zu tun, um den rohen Stahlguß sauber zu bearbeiten und die Stahlgußstücke bis zur Aufnahme der Sprengladung und des Zünders fertig zu machen. Wir gehen weiter in die größere Werke, die im Frieden allerlei Eisenkonstruktionen, wie Kräne, Schiebebühnen, Brücken und dergl., bauen. Wer wird hier im Kriege Beschäftigung erwarten? Und doch arbeiten diese Werke mit Hochdruck. Belgier, Franzosen und Russen haben ja auf ihren Rückzügen nur allzu viele große Eisenbrücken gesprengt. Diese wieder in stand zu setzen, ist eine der wichtigsten Aufgaben unserer Heeresverwaltung. Provisorisch rücken unsere Pioniere solche Brücken wieder aus und leisten geradezu Hervorragendes darin, mit zufällig zur Hand befindlichen Mitteln weitgehende Reparaturen vorzunehmen. Die Pioniere stehen auf dem Standpunkt, daß sich mit dem Inhalt einiger Zimmerplätze so ziemlich alles machen läßt, aber natürlich sollen diese Ausbesserungen nur einen vorübergehenden Zustand darstellen. So schnell wie möglich sollen die eisernen Brücken wiederhergestellt werden. Daher jene angestrengte Tätigkeit in den Eisenhütten.

Gehen wir noch weiter zu jenen Werken, deren Tätigkeit auch schon in Friedenszeiten in gewisser Ver-

bindung mit Militärlieferungen steht, zu den Konservenfabriken, den großen Schneiderwerkstätten und dergleichen, so finden wir eine noch weit stärkere Tätigkeit, und in den eigentlichen Betrieben für Kriegsbedarf schließlich herrscht Hochkonjunktur.

Fünf Milliarden hat das Deutsche Reich für diesen Krieg aufgenommen. Diese Summe, für die unsere Herren Gegner die Bürgschaft leisten, ist natürlich nicht dazu bestimmt, nutzlos im Schranke zu liegen. Sie sollen vielmehr für die Kriegsbedürfnisse Verwendung finden, und ein sehr gewaltiger Teil davon kommt unserer Industrie zugute. Diejenigen Werkleiter, die einigermaßen weitsichtig und geschickt zu disponieren verstehen, werden daher auch heute in der Lage sein, als Lieferanten für die Militärverwaltung ihre Maschinen voll zu beschäftigen und ihre Werke durch die Kriegszellen hindurch wirtschaftlich gesichert oder doch zum mindesten wirtschaftlich erträglich in die Zeiten eines künftigen dauerhaften Friedens hinüberzuleiten.

Wieviel Leute könnte Deutschland ins Feld stellen?

Ueber die Millionenheere stellt der Volkswirtschaftler Hermann Friedemann in einer Zeitschrift eine Berechnung auf; die Zahlen, die der Gelehrte gibt, dürften eher der Wirklichkeit entsprechen als jene phantastischen Summen, die so mancher Wirtshausherr auf gut Glück marschieren läßt.

Die Bevölkerungsstatistik lehrt uns, daß bei einer Gesamtbevölkerung von 67 1/2 Millionen die männliche Bevölkerung rund 33 1/2 Millionen ausmacht. Davon stehen im wehrfähigen Alter zwischen 17 und 45 Jahren 14 1/2 Millionen ohne die Ausländer. Berechenbar ist hiervon nur ein Teil natürlich.

Die gedienten Soldaten

lassen sich ebenfalls der Zahl nach berechnen: in den Jahren 1893 bis 1903 traten im Heer und Flotte 3 1/2 Millionen, im folgenden Jahrzehnt nicht ganz 3 Millionen, im ganzen während zwanzig Jahren 5,6 Millionen; von 1890 bis 1913 waren es rund 6 1/2 Millionen. Nun fehlen natürlich von dieser Zahl heute schon einige; man rechnet den Abgang bis zum 30. Jahre mit 5 Prozent, darüber hinaus mit 15 Prozent Abgang, jedoch also von den gedienten 6 1/2 Millionen noch heute leben 6 Millionen.

Durch Krankheit oder ähnliches wird ein weiterer Abgang von einigen Hunderttausend entstanden sein; dienstfähig bleiben aber von ausgebildeten Mannschaften mindestens 5 1/2 Millionen; rechnet man den ausgebildeten Landsturm mit rund einer Million ab, so können wir

In die Front wohl 4 1/2 Millionen stellen.

Hierzu kommen dann noch die ungedienten Mannschaften die im Notfall herangezogen werden können; zunächst sei darauf verwiesen, daß rund vier nicht einberufene Jahrgänge und eine erhebliche Anzahl Zurückgestellter, Ausgemusterter und Ausgeschlossener zur Verfügung stehen. Die Zahl dieser Leute ist mit 4 Millionen nicht zu gering, aber auch nicht zu hoch veranschlagt; dienstfähig dürften davon nach Friedemann nur 1 1/2, in Wirklichkeit wohl 2 1/2 Millionen sein.

Schon dies gibt eine Summe von 8 Millionen, wozu im Notfall noch die unausgebildeten Ersatzreserven mit etwa 1 1/2 Millionen Diensttauglicher und der ungediente Landsturm mit etwa der gleichen Zahl treten. In die Front könnten also außer den 4 1/2 Millionen noch an nicht ausgebildeten Mannschaften etwa 2 1/2 und 1 1/2 Millionen im Laufe eines länger währenden Krieges gestellt werden,

zusammen etwa 8 1/2 Millionen

und dahinter verblieben als Landsturm noch eine Million gedienter und 1 1/2 Millionen unausgebildeter Mannschaften. Und so viel Leute brauchen wir niemals, selbst dann nicht, wenn das Kriegsglück sich, was wohl niemand befürchtet, unglücklich wenden sollte.

Die Wohnungsmieter in der Kriegszeit.

In der Öffentlichkeit und in der Presse sind Zweifel darüber aufgetaucht, ob während des Kriegszustandes die Verpflichtung zur Zahlung der Wohnungsmieten fortbesteht. Ueber die Auffassung der Zentralinstanzen erfahren wir dazu folgendes:

Die Kriegszeit befreit den Mieter einer Wohnung nicht von der Verpflichtung zur pünktlichen Zahlung des Mietzinses, und die Nichtzahlung zieht mit gewissen Einschränkungen, die zur Vermeidung von Härten getroffen sind, auch während des Krieges rechtlich die gleichen Folgen nach sich wie in Friedenszeiten, nämlich die Klage auf Zahlung und auf Räumung und gegebenenfalls die im Zwangswege durchgeführte Exzession. Es würde mit der Aufrechterhaltung des gesamten Wirtschaftslebens unvereinbar sein, auf einem praktisch so bedeutsamen Gebiete ohne weiteres und ohne gleichzeitige Regelung aller Folgen eine Durchbrechung des bestehenden Rechts anzuerkennen, und es muß als gewisslos bezeichnet werden, wenn in der Öffentlichkeit immer wieder die Behauptung aufgestellt wird, daß die Kriegszeit die Verpflichtung zur Mietzahlung aufhebe. Ganz abgesehen davon, daß damit den wirtschaftlichen Interessen des einzelnen wenig gedient sein kann, da es sich in diesem Falle naturgemäß nur um eine Stundung, nicht aber um einen endgültigen Erlaß der Zahlung handelt, würde, ist es ohne weiteres offensichtlich, daß die Befreiung des Mieters die Zahlungsunfähigkeit des Vermieters, der Verzug des Vermieters in der Zahlung der Hypothekenzinsen wiederum die Leistungsfähigkeit des Hypothekengläubigers nach sich ziehen kann, und daß so in weitestgehender Wechselwirkung das ganze Wirtschaftsleben beeinflusst werden muß, letzten Endes wieder zum Schaden des kleinen Mannes, der an der Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Ordnung ein starkes Interesse hat. Deutschland fühlt sich stark genug, der schwierigen Verhältnisse, wie sie durch den Krieg geschaffen sind, auch ohne Moratorium, dessen andere Staaten nicht entraten können, Herr zu bleiben; ein Moratorium auf einem wichtigen Teilgebiete ist nicht denkbar ohne ein Moratorium weitesten Umfangs. Es ist ein wirtschaftliches Umding, den Satz proklamieren zu wollen: Jedermann kann ruhig wohnen bleiben, auch wenn er seinen Verpflichtungen aus dem Mietvertrage nicht nachkommt. Ein solcher Grundsatz würde nicht zuletzt von denen ausgenutzt werden, welche durchaus zahlungsunfähig sind, würde die böswilligen Zahler geradezu züchten und die Gutwilligen schädigen.

Zum Schutze der Gutwilligen andererseits, welche beim besten Willen nicht oder nicht in vollem Maße ihren Zahlungspflichten nachkommen können, haben die wirtschaftlichen Kriegsgesetze des Reiches Vorschriften getroffen, die Härten auszufüllen geeignet sind. Hierin gehört zunächst das Gesetz, betreffend den Schutz der in Folge des Krieges an Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen. Mieter, die selbst am Kriege teilnehmen, können während des Kriegszustandes nicht zur Zahlung oder Räumung der Wohnung verurteilt werden. Ohne Verurteilung des Mieters kann natürlich auch seine Familie nicht erzwungen werden. Ist der Mietvertrag sowohl von dem jetzt im Felde stehenden Familienvater wie auch von seiner Ehefrau unterzeichnet worden, so kann auch die Ehefrau — wenn sie überhaupt zur Räumung der Wohnung gerichtlich verurteilt werden kann, was zweifelhaft ist, — jedenfalls nicht zwangsweise mit ihren Kindern aus der Wohnung verwiesen werden; eine solche Zwangsverweisung erachtet, wie festgestellt worden ist, die zuständigen Richter in Groß-Berlin für unzulässig.

Auch die nicht im Kriege befindlichen Mieter werden gegen Unbilligkeiten durch die Bestimmungen über die gerichtliche Bewilligung von Zahlungsfristen und über die Folgen der nicht rechtzeitigen Zahlung einer Geldforderung geschützt; wenn ihre Lage es rechtfertigt und dem Vermieter kein unverhältnismäßiger Nachteil daraus entsteht, kann solchen Mietern, falls sie auf Zahlung des Zinses gerichtlich belangt werden, ein Zahlungsaufschub bis zu drei Monaten bewilligt werden. Wenn sie diese Befristung nicht im Prozeß selbst erreichen, bietet sich ihnen im Vollstreckungsverfahren zum zweiten Male die Möglichkeit, durch Auspruch des Vollstreckungsrichters für die Dauer von längstens drei Monaten Aufschub zu erhalten. Auch ohne daß eine Klage des Vermieters erfolgt, kann der Mieter den Richter zur Anerkennung seiner Notlage und zur Bewilligung der Frist anrufen. In gleicher Weise kann der Richter den als Folge der Nichtzahlung eingetretenen Nachteil der Räumungspflicht des Mieters, bedingt oder unbedingt beseitigen. Selbstverständlich ist es hierbei daß der Eintritt der vorstehend skizzierten Nachteilswirkungen nicht von selbst erfolgt, sondern von der Initiative der Beteiligten abhängig ist, deren Antrag die Voraussetzung für den Eintritt bildet.

Aber selbst wenn alle diese weittragenden Nachteilsbeseitigungen der Gerichte nicht zur Befriedigung aller Härten ausreichen sollten, liegt für den nicht zahlungsfähigen Mieter noch kein Grund vor zu verzagen. Denn letzten Endes ist es Pflicht der Gemeinden, den Bedürftigen Obdach zu verschaffen. Daß die Gemeinden dieser Pflicht gegenüber denjenigen, die sie rechtzeitig in Anspruch nehmen, in befriedigender und weitherziger Weise nachkommen, dafür wird seitens der Aufsichtsbehörden mit allen Mitteln Sorge getragen werden.

Der französische Montanbezirk Longwy.

In der „D. Volksw. Korresp.“ finden wir eine Beschreibung des französischen Montanbezirks Longwy, dessen Einverleibung in Deutschland schon jetzt als eine absolute Notwendigkeit hingestellt wird. Es handelt sich hier — so wird ausgeführt — um den Hauptsitz der französischen Eisen-Industrie. Nicht allein, daß hier eine Reihe alter, allerdings zum Teil auch veralteter Eisenhütten und Stahlwerke liegen (wie Villerupt, Pont-à-Monsson); auch die

bedeutendste Kanonenfabrik Frankreichs, die von Creuzot-Schneider, dem gefährlichsten geschäftlichen Wettbewerber Krupps auf dem Weltmarkt, gehört zu den wichtigsten Erblasten des Longwyer Bezirks. In Longwy hat auch das ostfranzösische Kohlen-Syndikat seinen Sitz. In der Hauptsache sind es aber die außerordentlich wertvollen Eisenerz-Felder des fast noch jungfräulichen Brieyer Beckens, die diesem Bezirk eine ganz hervorragende wirtschaftliche Bedeutung verleihen. Die ostfranzösischen Minette-Felder zeigen ein Eisenerz, das das lothringische an Eisengehalt meist weit übertrifft; dazu kommt, daß hier das Erz fast überall noch im Tagebau mit Erfolg gewonnen werden kann, während man in Lothringen-Luxemburg mehr und mehr gezwungen wird, zum teureren Stollenbetriebe überzugehen und die guten Qualitäten hier heute erst in den tieferen Lagen gewonnen werden. Schon 1871 hatte Bismarck, der große Politiker und Volkswirt, die Notwendigkeit erkannt, diesen Bezirk für Deutschland zu erlangen. Und wenn es damals den Franzosen durch die pathetische Rede und die schauspielerhafte Geste des späteren Präsidenten Thiers leider gelang, für die ursprünglich geforderte Festung Belfort den materiell bedeutungslosen Einmarsch eines verhältnismäßig kleinen Teiles der deutschen Belagerungsarmee in einem kleinen Teil von Paris einzutauschen, so war hieran eine unglückliche Nachgiebigkeit des großen Hauptquartiers schuld. Und ähnlich ging es damals mit dem Longwyer Bezirk. Bei den Einzelverhandlungen hatte sich Bismarck auch durch die von dem französischen Vertreter, dem Minister Favre, den Familien- und Finanzbeziehungen an Schneider-Creuzot interessierten, vorgeführten „ethischen“ Gründe bestimmen lassen zu einem Verzicht auf dieses so wichtige Gebiet, der uns heute geradezu unverständlich erscheint. Man muß aber immerhin nicht vergessen, daß uns der Krieg von 1870/71 eine nicht vermutete Fülle des Glüdes bescherte, und daß die Empfindung dieses überreichen Glüdes den König und selbst Bismarck weich und nachgiebig stimmten, wie es weder die französische Nation noch unsere Armee erwartete, eine vitterliche Nachgiebigkeit, die sich bitter gerächt hat. Der 1904 verstorbene Minister des Innern, Freiherr von Hammerstein, der als junger Regierungsassessor den Vorgesprächen Bismarcks mit Jules Favre beigezogen hatte, erzählte dem Verfasser dieses Aufsatzes, daß in jener entscheidenden Nacht stundenlang um das Longwyer Becken gekämpft worden sei und daß es Favre endlich mit den von den Franzosen bei solchen Gelegenheiten so gern angewandten Tränen gelang, Bismarck umzustimmen. Favre hatte vielmehr darauf hingewiesen, daß dann Frankreich seine einzige Geschäftsbefreiung und Kanonen-Werkstatt verlieren würde. Und richtig: Bismarck gab nach. Die Folge war nun, daß die neue Grenze nun auch das große und älteste Hüttenwerk der Firma de Wendel bei Gros-Wagny (Deutsch-Lothringen) in zwei Teile zerlegte, dessen französischer Teil dann wie die anderen ostfranzösischen Hütten lange Jahre hindurch billigeren Kokspreise sich zu verschaffen wußten, als die benachbarten deutsch-lothringische Werke, und man wollte behaupten, daß diese glänzende Lage von der genannten Firma in bequemer Weise für ihre Gesamtwerke habe ausgenutzt werden können. Diese Unbequemlichkeiten müssen beseitigt werden! Ostfrankreich muß auch wirtschaftlich geschwächt werden an seiner empfindlichsten Stelle. Und Deutschland erhielt hier einen Zuwachs an zahlreichen Hüttenwerken, reichen Eisenerzfeldern, eine außerordentlich wirtschaftliche Stärkung, während wir an Gebiet den Franzosen nicht so viel werden abnehmen können, wie es der Bedeutung unserer Siege und der Nachlosigkeit des feindlichen Angriffes entspricht. Endlich — und das ist nicht zu unterschätzen: es würde das deutsch-sprechende und zum Deutschen Zollverein gehörende Luxemburg mit seinem großenteils von den Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen verwalteten Haupt-Eisenbahn-Linien von der unmittelbaren Grenznachbarschaft mit Frankreich losgetrennt und dann auch im Südwesten von deutschem Gebiet umgeben sein. Damit würde aber dem weiteren Vordringen des verheerenden französischen Einflusses in das kleine Land, das wirtschaftlich ganz von Deutschland lebt, endlich ein Halt geboten werden können. Vielleicht kann damit auch eine spätere politische Vereinigung mit dem Deutschen Reich in der Form eines Bundesstaates vorbereitet werden. So schwierig die Bevölkerung in französisch-Lothringen und in Luxemburg auch zu behandeln sein würde — der deutschen Rechtlichkeit und Ordnung würde es ohne Zweifel auch hier schließlich gelingen, dem deutschen Namen Geltung zu verschaffen, gerade wie es uns in Lothringen — das zeigt die treffliche Haltung der Meyer! — trotz aller französischen Unkenrufe doch gelungen ist.

Friedlicher Wettstreit in Liebe zum Vaterland!

Von Piarre H. Eichenhard-Widersheim (Elsaß.)

Unsere südwestdeutsche Gde ist bekanntlich durch den Krieg, wie zu erwarten war, im Ober-Elsaß und Lothringen besonders empfindlich getroffen. Auch sonst haben Einquartierung, frühzeitiges Landsturmangebot, Pferdeaubehaltung und das Behen des Kriegszustandes recht spürbar nahe gebracht. Da die ersten entscheidenden Ereignisse in nächster, zunächst ungewisser Nähe sich abspielten, die Franzosen bereits herangebracht waren und wir tagelang den Donner der Geschütze hörten, war unsere Stimmung auf dem Lande einige Zeit hindurch mit Bangen vermischt und erwartungsvoll. Heute — ich schreibe diese Zeilen am 10. September — schauen wir vertrauensvoller in die Ferne. Die Lage ist merklich geklärt. Die fortgesetzten Siegesmeldungen ließen uns trotz mancher Verwundungs- und Todesklende wieder frei aufatmen.

Einen großen Gewinn hat der Krieg bei allen Verlusten mit sich gebracht. Die Menschen sind sich im einzelnen Bohnort nicht nur, nein landauf landab, näher gerückt. Gemeinsame Sorgen, Mühen, Befürchtungen und Hoffnungen, die gemeinsame große Vaterlandssache! Mit

jedem, dem man auf der Straße oder in der Bahn begegnete, war man sofort bekannt ohne persönliche Vorstellung. Das eine unerlöschliche Thema löste die Zunge und schlug Verbindungsbrücken von Mensch zu Mensch. Selbst wenn im einzelnen die sich nahe Gelommenen nicht immer ein Herz und eine Seele waren, die vielen großen wichtigen Erscheinungen, die der Krieg mit sich bringt, sie liegen das Kleinliche vergessen und übersehen.

Auch die Konfessionen sind sich wohl im ganzen näher gerückt und können sich noch näher kommen. Wohl ward da und dort ein Mißklang laut. Es schien, als ob einwelche Franzosenfreundlichkeit, wie sie da und dort in Elsaß-Lothringen jah eingewurzelt ist (alte Gefühlsmode), wesentlich auf das Konto der elässischen Katholiken zu setzen sei. Es schien so. Einzelne unbedachte und unverantwortliche Äußerungen (etwa von Kindern wie anno 1870) oder unzutreffende boshafte Gerüchte deuteten in diese Richtung. Die Verhaftung katholischer Priester (durch Kleidung auffällig) erschien als Bestätigung. Indessen muß daran festgehalten werden, daß das falsche Verallgemeinern im Kriege so gut vom Uebel ist wie im Frieden. Ich kenne katholische Geistliche, die offen aus ihrer deutschen nationalen Haltung nicht den geringsten Vorhalt machten. Und in kleineren Städten (elässischer Bourgeois!) streckt überhaupt noch ein gut Stück welcher Sauerreig bei Katholiken, Protestanten und Juden. Also lasse man die Hervereizung der Konfession am besten beiseite.

Wir sind in Deutschland in politischen und sozialen Fragen auf einiges Zusammengehen angewiesen. Der Krieg dürfte diese Erkenntnis aufs neue vertieft haben. Nun denn, wenn dem so ist, darf es in diesen öffentlichen, unser Landeswohl betreffenden Fragen nur einen Streit geben: den Wettstreit der Liebe. Der Krieg bringt noch manche Wunde zum Vorschein, die von Schlachten heimgekehrten Gegenden brauchen Unterstützung. Soll da nicht das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, der nicht konfessionelle, sondern göttlich barmherzige Gesichtspunkte gegen jedermann walten läßt, eine neue Beleuchtung erhalten! Wo solcher Sinn vorhanden ist ohne Preisgabe des geringsten religiösen Sonderbessiges, da muß ein förmliches Gedänge entstehen. Jeder muß es dem andern zuvor tun, einer den andern mit seinen Gaben und Hilfestellungen überbieten wollen.

Erleben wir solchen Wettstreit der Liebe, dann danken wir Gott und begrüßen den wundervollen Krieg als segensreiche Macht.

Kann Deutschland ausgehungert werden?

In England ist die Enttäuschung gewaltig groß. Man hatte sich so sehr auf die glänzende militärische Ausrüstung Frankreichs und die russische Millionenheere verlassen, die Deutschland erdrücken und vernichten sollten, während der edle Britte beim Kampf nur den Zuschauer, bei der Verteilung der erhaschten Beute aber den krupellosen Zuschauer spielen wollte. Es ist alles anders gekommen. Die Deutschen stehen nach zahlreichen siegreichen Schlachten bereits vor Paris, und die Nordarmee Englands, die einen Spaziergang nach Berlin machen wollte, ist fast restlos vernichtet. Die Lage ist also recht ungemütlich; aber ein Gedanke hält in Albions ängstlich klopfendem Herzen die Hoffnung aufrecht: Die Aushungerung Deutschlands. Wider alles Völkerrecht hat die englische Regierung auf die skandinavischen Regierungen einen Druck auszuüben versucht, die Lieferung von Lebensmitteln nach Deutschland einzustellen. Von Schweden wenigstens hat es einen deutlich ablehnenden Bescheid erhalten. Aber alle derartigen Versuche Englands können uns nicht schrecken. Denn dank unserer hochentwickelten Landwirtschaft sind wir keineswegs auf ausländische Zufuhren angewiesen. In einem bemerkenswerten Aufsatz wird diese erfreuliche Tatsache von dem bekannten Münchener Hygieniker Max von Gruber in den „Süddeutschen Monatsheften“ nachgewiesen. Der Gelehrte berechnet einen Ausfall von nur 10 Prozent, falls jede Zufuhr aus dem neutralen Ausland unterbleibt. Vorläufig ist das aber ja nicht der Fall. Dieser Ausfall können wir ferner auf verschiedene Weise decken. Von diesen verschiedenen Möglichkeiten macht Gruber ein gutes Ergebnis der „Mobilisierung unseres Ernährungswesens“ abhängig und wünscht deshalb die ganze Lebensmittelherzeugung für die Zeit des Krieges unter staatlicher Aufsicht und Leitung gestellt. Seine Mittel sind radikal genug. Zu beseitigen sei die Verschwendung der Gerste bei der Alkoholindustrie, von Kartoffeln bei der Brauereibrennerei, von denen der zwanzigste Teil der Jahresproduktion für Schnaps draufgeht, dann der Verlust an Getreide zur Brauereierzeugung, die Vergewendung von Nährstoffen bei der Vermahlung, beim Brodbaden. Und ferner müßte man im nächsten Jahre Kartoffeln statt Gerste bauen.

In Berücksichtigung dieser Umstände wird daher von allen landwirtschaftlichen Zentralstellen mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß schon jetzt nach Kräften für die nächstjährige Ernte vorgezogen werden müsse. Eine sehr wichtige Voraussetzung für eine ausreichende Ernte ist aber das Vorhandensein und die Verwendung von Kunstdünger, sowie die Gelegenheit, ihn in genügenden Mengen an die Konjumenten zu transportieren. Erfreulicherweise läßt sich konstatieren, daß diese drei Bedingungen als erfüllt gelten können, da es in den letzten Wochen gelungen ist, trotz der großen, durch den Kriegszustand bedingten Schwierigkeiten ein beträchtliches Quantum von Kunstdünger an die Verwendungsorte zu befördern. Die Bestellung der Felder mit Winterfaat wird also nach gebührender Vorbereitung erfolgen können, und man darf hoffen, daß dafür auch ein ausreichendes Personal zur Verfügung steht.

Eine weitere Frage, die für unsere Lebensmittelversorgung von erheblicher Bedeutung ist, beruht in der Nahrungsmittelherzeugung unserer großen gärtnerischen Kulturen für diese Zwecke. Da der Bedarf von Blumen sicherlich in der Kriegszeit nur sehr unbedeutend sein dürfte, so wird man gut daran tun, die sonst für Blumenzucht usw. verwendeten Landstrecken für den Anbau von Gemüse zu verwenden.

Bei rationellen Anbau, durch Ausnutzung des Bodens zu nützlich für Frühgemüse und später für Herbstgemüse, dürfen auf diese Weise außerordentlich große wirtschaftliche Werte, die im gegenwärtigen Augenblick für uns von unschätzbbarer Bedeutung sind, erzielt werden. Auch sollte man jetzt in der Herbstzeit die Gärten und Rasen nicht ungenutzt liegen lassen. Auch in ihnen finden beträchtliche Werte. So ist, da Kaffeezufuhren in ausreichender Zahl für uns sehr in Frage gestellt sind, bei längerer Dauer des Krieges mit einem Mangel dieses heute unentbehrlichen Genussmittels zu rechnen. Der Kaffee wäre dafür ein trefflicher Ersatz, der uns den Genuss dieses Lieblingsgetränkes unter allen Umständen gewährleistet. Wir verfügen demnach im Grunde genommen über unabsehbare Schätze an Nahrungs- und Genussmitteln; man muß sie nur erst erschließen wollen. Mit der Hoffnung, uns ansehenden zu können, ist England also betrogen worden; das Gegenteil erscheint nach dem letzten britischen Außenhandelsausweis, der mit einem Minus von rund 680 Millionen Mark in Ein- und Ausfuhr gegen den gleichen Monat des Vorjahres abschließt, bei England der Fall zu sein. Die Rechnung Sir Edward Grey stimmt selbst in diesem Punkte nicht und das wird ihm der englische Kaufmann nicht verzeihen, für den Blut nichts, Geld alles bedeutet!

Vermischtes.

Der Zusammenbruch. Der nationalistiche Major und Abgeordnete Dr. Brant, ein Schwiegersohn Boulangers, hat vor einigen Jahren ein Buch veröffentlicht mit dem Titel: „Einem neuen Sedan entgegen“. In diesem Buche steht folgendes zu lesen:

„Hätten scharfsichtige Franzosen vor 1870 allerorten dem Lande zugerufen: „Man stößt euch in einen Abgrund, indem man euch gegen Deutschland hegt; die Armee ist nicht kriegsbereit, die Festungen sind leer, die Deutschen sind zehnmal stärker und zahlreicher als ihr“, mit welcher Dankbarkeit hätte man ihre patriotischen Warnrufe anerkannt! (?) Die Lage ist heute wieder dieselbe geworden. Das sage ich, sie ist noch schlimmer geworden! Gens, wir haben Befestigungen, Proviant, ein Geschützmaterial, wie wir es 1870 nicht hatten; wir sind selbst in gewissen Punkten besser ausgestattet als unsere Nachbarn, aber das moralische Element fehlt. Die frühere Organisation, Führung und Disziplin haben wir nicht mehr. Unter solchen Umständen in den Kampf zu treten, wäre ein Verbrechen, das an Wahnsinn grenzt. Aber in Frankreich gibt es Leute, führende Persönlichkeiten, die das Land um englischer Interessen willen in das ungeheure Licht aller Abenteuer stürzen. Wenn man uns heute zu einem Kriege gegen Deutschland hegt, so wird es ein Unglückskrieg sein. Wir werden geschlagen werden wie 1870. Noch vollkommener sogar wird die Niederlage sein; denn wir werden heute Beispiele von Panik und Feigheit erleben, wie sie unsere Väter nicht kannten. Sie waren schlecht geführt, aber sie verstanden zu sterben, und in den großen Schlachten haben sie ihre Ehre gerettet. Heute aber sind bei uns Tausende von Franzosen davon überzeugt, daß das Vaterland dieses Opfer nicht mehr wert ist, das so viele Generationen vor ihnen gebracht haben. Ich weiß sehr wohl, es klingt banal, zu sagen, eine Armee ohne Disziplin sei eine verlorene Armee. Und doch muß ich diese Banalität wiederholen, weil die Disziplin in der französischen Armee ausstirbt, ohne daß die höheren Stellen sich darüber beunruhigen, weil die Armee zugrunde geht, ohne daß die Nation sich darüber aufregt. Und das ist leider die Wahrheit und das Uebel: die französische Armee hat keinen Führer mehr.“

Was ist beim Heizen mit Gaskoks zu beachten?

Man beachte:

- 1.) Für Zentralheizungen: Gas-Großkoks.

NB. Für ganz kleine Anlagen ist zuweilen Rußkoks geeigneter.

- 2.) Für Dampfessel und ähnliche Kesselheizungen: Gas-Großkoks.
- 3.) Für Dauerbrenner (trichter und andere Kesselöfen): Gas-Rußkoks.
- 4.) Für Küchenherd und Waschkessel: Gas-Rußkoks.

Gaskoks braucht weniger Zug wie Zechen-Koks und wie Anthrazit. Zu starker Zug gibt zu starke Glut und damit Schlackenbildung! Schlacke ist weiter nichts als durch zu große Glut geschmolzene Asche! Bei schwacher Glut verbrennt Koks zu loser Asche.

Zu 3. Bei den Dauerbrennern und Kesselöfen dient die oberste Tür nur zum Füllen, ist also beim Brand geschlossen zu halten. Bei Kesselöfen älterer Konstruktion befindet sich auch in dieser Tür ein Schieber. Wenn dieser geöffnet wird, so wird der durch die Ofenöffnung streichende Zug verringert. Diese Einrichtung erzielt also die Zugklappe der modernen Dauerbrenner.

Die unterste Tür (Aschentür) dient zur Entfernung der durch den Ofen durchgefallenen Asche. Die mittlere Tür (Schlackentür), hinter der sich bei manchen Öfen ein Stiefel befindet, dient zur Ausräumung des Ofens.

Die Reguliervorrichtungen sind bei manchen Dauerbrennern an der Aschentür, bei anderen an der Schlackentür angebracht. Diejenige Tür, die ohne Reguliervorrichtung ist, muß beim Brand dicht geschlossen gehalten werden! Bei einigen Regulier-Kesselöfen älterer Konstruktion hat sowohl Aschen- wie Schlacken-Tür Regulierung. Bei diesen arbeitet man am besten mit der Regulierung der Aschentür und hält die Schlackentür und ihre Lüftungsschraube ganz verschlossen.

Der Koks ist bei ganz geöffneter Zugklappe und geschlossener Aschentür mittels Holz in Brand zu setzen. Hierbei muß die mit der Regulierung versehene Tür (Aschentür oder Schlackentür) ganz geöffnet sein. Alsdann ist sofort Koks hoch aufzuschütten und die genannte Reguliertür für die Unterluft offen zu lassen, bis die Koksfläche ziemlich durchglüht ist, d. h. die oberste Schicht gerade anfängt zu glühen. Dann ist die Unterluft durch Einstellen der Reguliervorrichtung soweit abzustellen, daß nur noch ganz schwache Glut erhalten bleibt. Die oberste Koksfläche soll dabei dauernd schwarz sein. Zu diesem Zweck darf nur ein Luftspalt geöffnet bleiben; event. ist die Zugklappe auf schwachen Zug zu stellen.

Die Einstellung von Unterluft und Zug muß ausprobiert werden, da sie von der Stärke des Schornsteinzuges abhängt. Die Koksfläche soll dauernd möglichst hoch gehalten werden. Vor Nachfällen soll der Ofeninhalt mittels Schürhakens zusammengefahren werden.

Alle 12 Stunden etwa ist der Ofen durch Schütteln etc. von Asche zu befreien, der Ofeninhalt von oben zusammen zu stoßen und soviel Koks wie möglich nachzufüllen. Dann ist die Reguliertür (Aschen- und Schlacken-Tür, nicht beide) einige Minuten geöffnet zu lassen, damit der Koksinhalt bis zur halben Höhe in Glut kommt. Alsdann ist die früher ausprobierte Öffnung des Luftspaltes der Reguliertür wieder einzustellen.

Zu 4. Sobald im Küchenherd oder unter dem Waschkessel der Koks mit Hilfe von Holz in Brand gesetzt ist, muß hoch aufgeschüttet und diese Schichthöhe erhalten werden. Durch Regulierung der Unterluft mittels Wehrober- oder Wehroffnen der Aschentür kann mit einiger Übung leicht ein gleichmäßiges Feuer aufrecht erhalten werden. Zu starke Glut ist zu vermeiden, da sie zwecklos Koks verbraucht und die Herdplatte verdirbt.

Gaskoks kann von den Brennstoff-Händlern oder vom Gaswerk bezogen werden.

Berichte aus den Werkvereinen.

Werkverein der Frankfurter Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft vorm. Pokorny & Wittke. Wir teilen hierdurch mit, daß der Vorstand unsere zum Heer und Marine eingezogenen Mitglieder laut Versammlungsbeschluss vom 28. Sept. 1914 mit je einem Anteil-

schein zu 10 Mk. der Nassauischen Kriegsversicherung gegen Todesfall eingekauft hat und wurde der hierzu nötige Betrag der Werkvereinskasse entnommen.

Gleichzeitig geben wir bekannt, daß unsere Firma sich in entgegenkommender Weise betriebs. Lieferung von Nahrungsmitteln, wie Hülsenfrüchte, Kolonialwaren und Kartoffeln mit den maßgebenden Stellen in Verbindung gesetzt hat. Bestellungen nimmt der Fabrikportier entgegen. Wir bitten die Mitglieder in ihrem eigensten Interesse von dieser Einrichtung regen Gebrauch zu machen.

Der Vorstand.

Werkverein der Chemischen Fabrik Griesheim-Elektron. Der Vorstand hat beschlossen für alle seine verheirateten ins Feld gezogenen Mitglieder die Hälfte des Betrags eines Anteilscheines für die Nassauische Kriegsversicherung zu übernehmen.

Wir machen die Frauen unserer Mitglieder die sich noch nicht gemeldet haben nochmals darauf aufmerksam.

Nähere Auskunft wird im Werkvereinsbüro (Gartenstraße 28) erteilt.

Unsere Mitglieder zur Kenntnis, daß mit dem Ausladen der Winterkartoffeln bereits begonnen wurde. Um unliebsame Störungen zu vermeiden, sind die Keller bereit zu stellen.

Die nächste Vorstandssitzung findet Montag, den 5. Oktober im Werkvereins Büro (Gartenstr. 28) statt.

Spielplan der Frankfurter Theater.

	Opernhaus	Schauspielhaus	Neues Theater
Samstag 3. Oktober	7 Uhr „Der fliegende Holländer.“ Im Abonnement Kleine Preise.	8 Uhr „Friedrich der Große und die Freiheitskriege.“ Zum Schluss: „Die Torgauer Heide.“ Im Ab. Kleine Preise.	8 Uhr „Die goldene Vase.“ Abonnement B.
Sonntag 4. Oktober	6 Uhr „Siegfried.“ Im Abonnement Gewöhnl. Preise.	8 Uhr „Rimma von Barnhelm.“ Kaiser Abonn. bei ermäßigten Preisen. 7 Uhr Neu einstudiert: „Die Hermannschlacht.“ Auf. Ab. Kl. Pr.	8 1/2 Uhr „Rein alter Herr.“ 8 Uhr „Hinter Mauern.“ Kaiser Abonn.
Montag 5. Oktober	Geschlossen.	8 1/2 Uhr „Wie die Alten tungen.“ Im Ab. Kl. Pr.	8 Uhr „Wohltätigkeits-Vorstellung zu Gunsten der in Not geratenen Dürren.“ Kaiser Abonn.
Dienstag 6. Oktober	7 Uhr „Mignon.“ Im Abonnement Kleine Preise.	8 1/2 Uhr „Jahrmärkte in Pulsnitz.“ Im Ab. Kl. Pr.	
Mittwoch 7. Oktober	Geschlossen.	8 1/2 Uhr „Die Hermannschlacht.“ Im Ab. Kl. Pr.	
Donnerstag 8. Oktober	7 Uhr „Cavalleria rusticana.“ Hierauf: „Der Palazzo.“ Im Ab. Kl. Pr.		

Albert Schumann-Theater.

Wieder-Eröffnung: Samstag, den 3. Oktober.

Etwas vom Torpedo.

Die immer furchtbarer und sicherer wirkenden schweren Geschütze führen zu einer immer stärkeren Panzerung der Kriegsschiffe. Diese beschränkte sich zunächst auf den über Wasser befindlichen Teil, da durch eine vollständige Panzerung das Gewicht ungemein erhöht wird. Auch hielt man eine Panzerung unterhalb des Wasserspiegels für zwecklos, da das Wasser die Geschosse bremst und deren Wirkung hemmt. Erst als der Torpedo aufkam, wurde die Frage der Panzerung unter Wasser brennend.

Der Torpedo hat den Zweck, dem gar nicht oder nur wenig geschützten Unterwasserteil beizukommen. Er ist in der Hauptsache nur eine schwimmende Höllemaschine. Ursprünglich bezeichnete man auch die besetzten Seeminen als Torpedo. Der Name selbst rührt von der lateinischen Bezeichnung des Störachsens her, eines Fisches, der beim Verletzen starke elektrische Schläge ausstrahlt. Im allgemeinen versteht man heute unter diesem Namen den von besonderen Fahrzeugen, den Torpedobooten, ausgeschleuderten Angriffstorpedo, und es soll in folgendem nur von diesem die Rede sein. Der Torpedo wird zwar ähnlich wie die gewöhnlichen Geschosse aus einem besonderen Ausstoßrohr ausgeschleudert. Dieses Panzerrohr hat jedoch nur den Zweck, den Torpedo in das Wasser zu bringen. Es bis zum feindlichen Schiff zu schleudern, ist bei der großen Reibung des Wassers unmöglich. Die eigentliche Fortbewegung erfolgt daher durch einen besonderen Preßluftmotor, der seinerseits eine Schraube antreibt. Die Preßluft ist in einem Kessel im Innern des Torpedos aufgespeichert. Sinnenreiche Vorrichtungen sorgen durch automatisch wirkende Steuerungen dafür, daß das unheimliche Geschöß stets die gerade Richtung sowie eine bestimmte regelmäßige Tiefe zwischen 2–4 m unter dem Wasserspiegel einhält. Trifft der Torpedo auf das feindliche Schiff auf, so wird ein Schlagholz in den Torpedokopf eingetrieben. Dadurch wird eine Zündvorrichtung ausgelöst und die ei-

gentliche Höllemaschine zur Explosion gebracht. Ein moderner Torpedo hat eine Länge von 5–6 m, einen Durchmesser von 50 cm und ein Gewicht von etwa 1000 kg. Ein einziges Geschöß kostet 10000 bis 20000 M.

Seit der Erfindung des selbständigen Richttorpedos konnte man in Fachschriften und Seemannen nicht genug die schreckliche Wirkung dieser furchtbaren Schießwaffe ausmalen. Alles war daher gespannt auf die erste Bewährung für den Kriegsfall. Diese Gelegenheit kam im Russisch-Japanischen Kriege. Zur allgemeinen Enttäuschung schnitt der Torpedo dabei ziemlich schlecht ab. Es gab zwar bei der todesverachteten Kühnheit der Japaner viele Treffer, jedoch war die Wirkung sehr gering. Während durch seine Seeminen 24 große russische Schiffe vernichtet wurden, sind durch Torpedos nur wenige Schiffe mit einem Schloß in die Luft gesprengt bzw. in das Meer versenkt worden. Die meisten angeschossenen Schiffe konnten fliehen und nach der Ausbesserung wieder in den Kampf ziehen.

Man schrieb das Versagen verschiedenen Ursachen zu, die man in den folgenden Jahren durch Verbesserungen auszugleichen suchte. Man vergrößerte die Laufstrecke, das ist die Strecke, die der Torpedo nach Verlassen des Ausstoßrohrs selbstständig zurücklegt, von 1000–2000 auf 5000–8000 m und erhöhte gleichzeitig die Geschwindigkeit auf über 20 m in der Sekunde. Ferner steigerte man die Stärke der Sprengladung. Die vergrößerte Laufstrecke gestattete dem Torpedoboot ein Abschießen in größerer Entfernung von den gefährlichen Schiffsgeschützen und dadurch der Mannschaft ein ruhigeres Zielen als im dichtesten Angeltreiben. Die größere Geschwindigkeit erhöht die Sicherheit, daß die Treffer das Schiff auch an der gewünschten empfindlichen Stelle erreichen. Das Versagen des Torpedos im Russisch-Japanischen Krieg war jedoch nicht nur auf die geringe Sprengladung und das Versagen des richtigen Zielpunktes, sondern nicht zum geringsten Teile auch auf die damals im großen Maßstabe angewandten Abwehrmittel zurückzuführen. Torpedobewehrungsschiffe suchten die

Torpedobooten unschädlich zu machen, ehe sie in den Bereich der Laufstrecke kamen. Die im Dunkel der Nacht von herangeschickenen Torpedobooten abgeschickten Höllemaschinen fing man in Torpedoschutznetzen ab, so daß sie in einiger Entfernung von dem Schiffe zur Explosion kamen und nur ein Bruchteil ihrer zerstörenden Wirkung das Schiff in Mitleidenschaft zog. Etwas mittels besonderer Torpedoscheren trotzdem das Netz durchdringende Projektil fing man in besonderen Torpedoschutznetzen ab. Ferner verwendete man neuerdings immer mehr Unterwasserpanzerung als Torpedoschutzmittel.

So wären die modernen Schlachtschiffe für gewöhnliche Torpedos nahezu unangreifbar geworden, hätte man nicht in den Geschütztorpedos eine noch unheimlichere Waffe gefunden. Wie man bei den Schießübungen sehen kann, werfen die Torpedos beim Auftreffen auf die Schiffswand ungeheure Wasserberge empor. Das leicht bewegliche Wasser gibt der Explosion leichter nach als die feste Schiffswand. So geht der größte Teil des Explosionsdruckes nutzlos verloren. Dem hat man bei den Geschütztorpedos dadurch abgeholfen, daß man in den Kopf des Torpedos nicht mehr eine gewöhnliche Sprengladung, sondern ein besonderes Geschütz einbringt. In das Geschütz wird eine große Granate geladen. Stößt dieser neue Torpedo auf eine Schiffswand oder ein Schutznetz, so geht nicht mehr wie bisher die Sprengladung sofort los, um möglicherweise unnütz zu verpuffen und lediglich Löcher ins Netz oder in den Meerespiegel zu reißen, sondern es wird lediglich so viel Energie ausgelöst, als zur Betätigung der Kanone erforderlich ist. Diese schleudert mit einer Geschwindigkeit von über 300 m in der Sekunde die Granate aus, welche Schutznetz, Torpedoschutz und Panzerung mit Leichtigkeit durchdringt und erst im Innern des Schiffes zur Explosion kommt, dort ihr furchtbares Zerstörungswerk vollendend.

Stahlschimmerfarbe schwarz

idealster, billigster Maschinen-Anstrich,
neuestes Produkt der
Frankfurter Lackfabrik G. m. b. H.
Frankfurt a. M.



Clichés
in technisch hervorragender
Ausführung

Ausführen: Stichstempel,
Rechnungen u. Gekoppelte
Bilder u. Verkleinerungen, Feinste Arbeiten

Rechnungen
Bilder
Verkleinerungen

Roheisen, Formsand

Giesserei Koks
Krampschütze
„Nator“ D.R.P.
Wilhelm M. Dubois
Frankfurt a. M.

Vereins- u. Fest-Abzeichen
Ehrenzeichen, Medaillen,
Münzen, Karneval-Orden.

Jörgum & Trefz

FRANKFURT a. M.
Königsruherstr. 17
Telefon Römer 5044

Alte Wollaschen
wurden zu
dauern-
haften Damen-
und Herren-Wollaschen,
Taschentüchern, Decken,
Lakenstoffen billigst umgearbeitet. Muster
und Preisangabe gratis. Frankf.
H. & R., Weberstr. 10, 11.

Graph.-Anstalt Carl Ruppert

Frankfurt a. M.
Holzgraben 11a u. Tongeg. 40
Tel. Amt Hansa 3075 und 3076
Abt. I. Plandruckerei und
Kartographie
Grossform. elektr. bett. Aluminium-
druckmaschinen und Hilfsmas-
chinen.

Abt. II. Techn. Photographie
und Phototypendruck,
Verkleinerungen und
Vergrößerungen
Massenaufgaben als Einlagen in
Fachzeitschriften.

Abt. III. Lichtpausenanstalt mit
elektr. Betrieb.
Grossformatige Lichtpausen-Ma-
schinen.

Abt. IV. Trockendruck: Rupa-
pausen auf jeden ge-
wünschten Papier.

Abt. V. Buchbinderei: Aufziehen
v. Plänen und Karten etc.
Druck und Vertrieb der im Auftrage
des Magistrats von Tiefdruck, Ver-
messungs-Topographien hergestellten
geometrischen Stadtpläne von Frank-
furt a. M. und Umgebung.



**Brauerei
Henninger**

Biere
von stets gleich guter Qualität
Flaschenbiere

direkt vom Lagerhaus in Flaschen
gefüllt mit anerkannt vorzüglichen
Eigenschaften.
Telefon Bf. 6. 0083

Feilenhauerei**J. Hipper**

Gegründet 1870
Frankfurt a. M. - West
Gremppstr. 28 - Telef. Taunus 1425

Hand- und
Maschinen-Hauerei
empfiehlt sich im Aufbauen
von Feilen und Raspeln,
sowie Anfertigung von
neuen Feilen zu jedem
Konkurrenzpreis.

H. Schröder

Telef. Hansa 5253 Battonnstraße 5 Eigenes Fuhrwerk
Kohlen, Koks, Holz, Briquets
sowie alle sonstigen Heizmaterialien in erstklassiger
Qualität zu ringfreien Preisen.
Lieferant des „Werkvereins der Adlerwerke“ und
anderer großer Korporationen. — la Referenzen.

Pappen
Packpapier
Schreibpapier
Handov. Geschäftsbücher

Tinte
Federn
Bleistifte
Löschpapier

Carl Aug. Grosse Nachf.

Frankfurt a. M. Papier-Grosshandlung Bethmannstr. 52

J. A. Zickwolf

Frankfurt a. M.
Hauptlager: Ostendstr. 70
Zweiglager: gr. Gallusgasse 19

I u. II Träger
Stabeisen, Schwarzbleche
verzinkte u. verbleite Bleche
Zinkbleche
Weissbleche
Gasröhren
Verbindungsstücke
Bleiröhren.
sowie alle andere
einschlägigen Artikel.

August Wolf

Metall- u. Hüttenprodukte
Frankfurt a. M.
Nordendstr. 30
Telefon Amt Hansa 1957.

Großes Lager
in
Messing-Bleichen
-Drähten, -Rohren,
-Stangen.
Sowie
Kompr. Wellen.

**Offenbacher
Feilenfabrik**

Conrad Lyrer
OFFENBACH a. MAIN
1845

la. Gußstahl-Feilen
jeder Art
Präzisions-
sowie gefräste Feilen
Aufbauen
stumpfer Feilen
Metallsägeblätter
Marke S

Wilhelm Hemp
Buchdruckerei und Verlag
Leipziger-
straße 56. Frankfurt a. M. - West Telefon Amt
Taunus 1101.

Drucksachen aller Art in feinsten und preiswerter
Ausführung für den geschäftlichen u. privaten Bedarf.
Reichhaltiges modernes Schriftens-Material. &c.

M. Eck Nachfg.

Stempel- u. Schilder-Fabrik
Gravier-Anstalt
Frankfurt a. M.
Schäfergasse 10
Telef. Amt Hansa 1228
Detail-Verkauf:
Stempel-Eck
Liebfrauenstrasse 7
(Zeilpalast)
Tägliche Lieferung
• Exakte Arbeit •



Gasapparate für Kaffee-
röstereien, Kesselfeuer-
ungen, Laboratorien,
Trockenöfen, Metzge-
reien, Bäckereien und
sonst. techn. Zwecke
aller Art werden ge-
liefert und fachmänn-
ischer Rat stets gern
erteilt durch

Frankfurter
Gasgesellschaft
25 Rossmarkt 23

SCHEPELER SCHEPELER SCHEPELER		
KAFFEE ½ Ko. Eine ausgewählte Sorte maßgebender Qualität	M. 1.60 " 1.70 " 1.80 " 2.-	TEE ½ Ko. In der Fasse von auffälliger Güte M. 2.40 " 2.80 " 3.40 " 3.80
KAKAO ½ Ko. ausgewählte wohlbekommliche nahrhafte	M. 1.60 " 1.80 " 2.- " 2.30	
GEORG SCHEPELER FRANKFURT A. M. Rossmarkt 3 Kl. Mirschgraben 2 IN NIEDERLAGEN		

Arbeits-Nachweis

Bezirksverband der Werk-
vereine in Frankfurt a. M.
und Umgebung.
Arbeits-Nachweis
Leipzigerstr. 50, Hof.
2. Etage
**Former
Dreher
Rundschleifer
Kernmacher**

Es wollen sich nur tücht.
Beute mit guten Zeugnissen
melden.

August Steinhäuser

Telephon Amt 17448 Frankfurt a. M. Glückstr. 7-9

Bierhandlung

Frankfurter Lager- und Export-, Kulmbacher- und
Münchener Biere.

Apfelwein und Mineralwasser.

Fabrik künstlicher Selterswasser und Limonaden.
Aus feinsten Rohmaterialien und filtriertem Wasser.

Karl Protzmann,

Oberliederbach

Täglich frische Vollmilch

In Flaschen und ausgemessen, nach Wunsch frei ins Haus geliefert

Prima Süßrahmutter.

Leipziger-
strasse 85

„Zum Schwan“

Mühl-
gasse 4-6.

Telefon Amt Taunus 778
Zur Abhaltung von Vorträgen, Versammlungen und Festlich-
keiten aller Art empfehle meine grossen und kleinen Säle.
Zur Veranstaltung von Sommerfesten grosser schattiger Garten
Kegelbahn. Schiessstand. Mehrere Vereinszimmer.
Pa. Frankfurter u. Münchener Biere. Selbstgeköllt. Apfelwein.
Bekannt gute Küche.

Hochachtungsvoll
HEINRICH GOLL.

Färberei Gebr. Röver, Frankfurt a. M. und Färberei Hugo Luckner (Inhaber Gebr. Röver), Leipzig, chem. Waschanstalten

Chem. Reinigen und Färben von Damen-, Herren- und Kinder-Garderobe, Vorhängen, Decken, Teppichen, Portièren, Sellen, Spitzen, Handschuhen etc. etc.

Mitteldeutsche Rundschau

Organ der Werkvereine
in Frankfurt a. M. u. Umgebung

Die „Mitteldeutsche Rundschau“ erscheint wöchentlich einmal und zwar Sonnabends. Sie kostet vierteljährlich 75 Pfg. einschließlich Bestellgeld.

Geschäftsstelle: Frankfurt a. M.-West, Leipzigerstraße 56
Bank-Konto: Deutsche Bank, Frankfurt a. M.
Briefadresse: Mitteldeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.-West
Drahtnachrichten: Mitteldeutsche Rundschau, Frankfurt/Main.
Telephon: Amt Taunus 1701.

Anzeigenpreis: Zeitungs 6 spaltig 20 Pfg. im Reklametext 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. Die Inseratenannahme wird Mittwoch geschlossen.

Nr. 41.

Frankfurt a. M.-West, Sonnabend, den 10. Oktober 1914.

I. Jahrgang.

Mein Vaterland.

Mein schönes stolzes Vaterland,
Mein Deutschland, hoch und hehr,
Wo meiner Jugend Glück ich fand,
Wie lieb' ich dich so sehr!
Wie lang dein Lob ich trüch und kühn
Im muntern Chor der Knaben,
Als anno 70 dich umschrien
Die falschen, welken Raben.
Und wie als Jüngling und als Mann
Ich deinen Wert erkannt,
Hab ich in deiner Taten Bann
Mich stolz dein Sohn genannt.
Wie schlug mein Herz dir heilig zu,
Wenn du den trauten Frieden
In deiner sichern, stolzen Ruh'
Der Welt und uns befohlen.
Doch heute? — Eine Träne will
Mir heiß ins Aug' sich drängt,
Wo so das Schicksal hart und schriß
Dich Vaterland umzwängt.
Wo nied'rer Haß und feiger Hohn
Dich treulos, falsch bespeien,
Da kralft die Faust voll Wut dein Sohn,
Wer wird dich heut' betreten?
Wer dich befreit? — Ins Herze dein
Da lenkte groß und schön,
Der liebe Gott ein Kleinod ein,
Das niemals wird vergehn.
Und mag die Welt in Flammen stehn;
Gott wecket stets auf's Neue,
Dies hehre Kleinod, groß und schön,
Die alte deutsche Creue!
Drum trich voran, mein Vaterland!
Gott will nicht deinen Fall.
Sei heftet uns der Treue Band,
Hörst du den Jubelschall?
Ja, häßt' ich dich auch nie geliebt,
Heut' müßt' ich stolz dich preisen,
Dich Land, das solche Creue gibt,
Mein Deutschland, blank in Eisen!

Warum haßt uns Rußland?

Im Mai d. J. erschien in den „Preussischen Jahrbüchern“ ein „Offener Brief“ des Petersburger Historikers Prof. Dr. B. von Mitrofanoff mit einer Vorbemerkung und einem Schlusssatz des Herausgebers Hans Delbrück. Dieses Schreiben hat durch den Gang der Ereignisse eine Bedeutung erhalten, die sein Bekanntwerden in den weitesten Kreisen besonders wertvoll erscheinen läßt.

Die „Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland“ stellen uns mit Genehmigung des Herausgebers einen ausführlichen Auszug zur Verfügung.

Prof. von Mitrofanoff, einer der bedeutendsten jüngeren Gelehrten Rußlands und Schüler Delbrücks, bestätigt zunächst, daß „die Mißstimmung gegen Deutschland in jedermanns Seele und Munde“ ist, und daß die öffentliche Meinung darin „selten einstimmiger war“. Er zerlegt dann als Historiker gründlich die bei uns gerade an maßgebenden Stellen allzu lange festgehaltene Legende von der

traditionellen russisch-deutschen Freundschaft; — wenigstens soweit sie sein Volk angeht. Die Abneigung gegen alles Deutsche stammt nach ihm aus der Zeit, wo Peter der Große „unbarmherzig und gewalttätig das alte Rußentum ausrotten und die Russen in Deutsche verwandeln wollte“. Die Abneigung wuchs unter der Kaiserin Anna zum Haffe, da diese sich aus Mißtrauen gegen die russische Aristokratie ausschließlich mit Deutschen umgab. Peter III. konnte nur vom Throne gestürzt werden, weil er sich durch seine maßlose Hingabe an das Deutschtum unwiderruflich kompromittiert hatte.

Der Verfasser schildert weiter das Anwachsen französischer Einflüsse in Rußland, das selbst unter dem Jahre 1812 nicht zu leiden hatte. Bezeichnend für die Unversöhnlichkeit des russischen Kulturhasses ist die Hervorhebung des Verfassers, daß den höheren russischen Schichten der Deutsche wohl als nützlicher Mensch erschien, der aber in keinem Falle als Kulturträger dem „feinen“ Franzosen ebenbürtig sein könnte. Mitrofanoff erkennt dann ein Wachsen des deutschen Einflusses auf wissenschaftlichem Gebiet seit etwa 1830 an. Jedoch blieb „die alte Feindschaft wie Feuer unter der Asche lebendig“, um im Krimkrieg zunächst gegen Oesterreich, das als „deutsche Macht“ galt, wieder emporzulobern. Selbst im Kriegsjahre 1870/71 blieb trotz Rußlands für Deutschland wohlwollender Neutralität die ganze Sympathie der breiten, gebildeten Klassen Frankreichs zugewandt, „die Begegnung von Götter-Bohringen wurde hier beinahe wie ein nationales Unglück betrachtet“. Seit dem Berliner Kongreß von 1878 war der Gedanke an einen Krieg mit Deutschland „höchst populär“. Durch Schaffung des Brest-Litowsker Bündnisses „trat die ererbte Sympathie für Frankreich und die verankerte Antipathie gegen Deutschland noch greller zu Tage.“

Die nun folgenden Ausführungen über die Kernfrage des deutsch-russischen Gegensatzes, das Balkanproblem, sind so bezeichnend, für die fast naive Selbstverständlichkeit, mit der Rußland sein „Recht“ auf den Besitz des Bosphorus und der Dardanellen geltend macht, legen alle russischen Hoffnungen und Ziele mit so dankenswerter Offenbarkeit bloß, daß wir sie unverfälscht wiedergeben. Sie sind besonders geeignet, der Türkei und Rumänien zu dem einzigen Entschluß zu verhelfen, der ihren Fortbestand sichert — zum offenen Anschluß an den Dreibund. Gleichzeitig zeigen sie unserm Volke, daß in diesem uns heiligen Kriege nicht wunderbare politische Gegensätze untergeordneter Art ausgetrieben werden, daß es in Wahrheit darum geht, ob deutsche Volkskraft und deutsche Kultur in Mitteleuropa fortbestehen, oder ob Europa um der brutalen Eroberungsgier russischer Jaren willen „sokajisch“ werden soll. Mitrofanoff schreibt:

Das deutsch-österreichische Bündnis machte jetzt das Deutsche Reich zum prinzipiellen Gegner Rußlands. Für Rußland ist die Balkanfrage keine quere de luxe, kein abenteuerlicher Traum der Slavophilen: Ihre Lösung ist eine unabweisbare ökonomische und politische Notwendigkeit. Das ganze russische Budget ist auf der Ausfuhr nach dem Auslande basiert; wird die Kommerz-Bilanz passiv, so ist der russische Schatz bankrott, indem er nicht imstande sein wird, die Zinsen seiner enormen auswärtigen Schulden zu bezahlen. Und % dieser Ausfuhr gehen durch die südlichen Häfen und weiter durch die türkischen Meerengen. Ist dieser Ausgang einmal geschlossen, so stößt der russische Handel, und die ökonomischen Folgen dieser Sperre wären unabsehbar: der letzte türkisch-italienische Krieg hat es hinreichend gezeigt. Nur der Besitz des Bosphorus und der Dardanellen kann diesem unerträglichen Zustande ein Ende bereiten, weil die Existenz einer Weltmacht wie Rußland von Rußlands und fremder Welt für nicht abhängig darf. Andererseits kann Rußland unmöglich gegenüber dem Schicksal der Südslawen auf der Balkanhalbinsel sich ganz gleichgültig verhalten. Die kleinen Balkanstaaten sind erstens eine Rückendeckung für die Meerengen und zweitens wurde im Laufe der Jahrhunderte viel russisches Blut und viel russisches Goldes für die Balkanhelden verwendet, um die ganze Sache jetzt fahren zu lassen: es wäre ein moralischer und politischer Selbstmord für jede russische Regierung. Man darf natürlich nicht die Bedeutung der panslawistischen Idee zu hoch anschlagen, aber sie besteht und lebt zweifellos, und die Slavophilen-Demonstrationen 1913 auf den Straßen so vieler russischer Städte, wo sogar die oppositionellen Elemente sich beteiligten, geben

einen prägnanten Ausdruck dafür. Noch einmal: der Drang nach Süden ist eine historische, politische und ökonomische Notwendigkeit, und der fremde Staat, der sich diesem Drange widersetzt, ist eo ipso ein feindlicher Staat.

Die Annexion von Bosnien und der Herzegowina, welche in Rußland einen tiefen Eindruck machte, war eigentlich nur eine Seite in dem dicken Buche der russisch-österreichischen Feindschaft. So groß war die Empörung, so deutlich trat die Gefahr heran, daß sogar die überaus friedliebende russische Regierung, trotz der noch zu dieser Zeit zerrütteten Finanzen, zum Kriege bereit war. Aber „der Nibelunge“ an der Spree hob drohend die gepanzerte Faust, und Rußland, seiner Bundesgenossen nicht sicher, mußte nachgeben. Im Jahre 1913 erschien die Vernichtung der slavisch-russischen Idre endlich ganz nahe: die Türken wurden auf Haupt geschlagen, die siegreichen Südslawen drangen bis nach Saloniki und Konstantinopel; noch einen kleinen Ruck und die Sache war fertig. Aber wieder ist Oesterreich dazwischen getreten: es stand drohend im Rücken der Slawen, hegte Rumänien, entriß Stutari den Montenegro und stellte endlich ein Ultimatum über die Existenz eines selbständigen albanischen Staates. Dadurch wurde den Serben der freie Zutritt zum Adriatischen Meer gesperrt und mittelbar war diese Grenzverschiebung die Ursache des brudermörderischen Krieges zwischen den Balkanvölkern, welcher den Türken Adrianopel wiedergab und Bulgarien an den Rand des Verderbens brachte. Es war einer der geschicktesten Schachzüge der Wiener Diplomatie, aber sie hat nicht damit gerechnet, daß das vergossene Blut einmal auf das österreichische Haupt fallen kann. Bei dieser Gelegenheit blieb Reichsdeutschland wieder der treue Bundesgenosse Oesterreichs und unterstützte es bei der Bildung des imaginären albanischen Staates, dessen Regent natürlicherweise ein deutscher Prinz wurde. Nicht genug! Deutschland trat nicht nur als Bundesgenosse der Habsburger auf, sondern handelte in der brennenden Panoslawischen Frage selbständig auf eigene Faust. Deutsche Kapitalisten übernahmen den Bau der Bagdadbahn; deutsche Ingenieure explorierten verschiedene Konzeptionen in Kleinasien, die deutsche Marine lieferte der türkischen Admiralität 2 Panzerschiffe, abgebrannt und veraltet, das ist nicht zu leugnen, aber immerhin noch tauglich. Die Offener Verträge schickten der türkischen Artillerie ihre Kanonen, den Geschützen von Kreuzen zwar nicht ebenbürtig (das werden die nächsten Wochen lehren! Die Schriftleitung.) aber doch sehr gut gemacht; und was die Hauptsache ist — deutsche Instruktoren drillten die Feldarmee der Osmanen. Die Schüler haben ihren vortrefflichen Lehrern wenig Ehre gemacht, aber die gute Absicht, aus den Türken eine moderne Armee zu bilden, war doch da, und jedermann konnte verstehen, daß diese Armee nicht gegen Deutschland oder Oesterreich, sondern speziell gegen die Russen und die Balkanvölker zu setzen, bestimmt war. Das Unglück macht klug: nach den vielen Niederlagen des Jahres 1912 wurde es den Türken klar, daß die Armee einer dringenden Reorganisation bedürfte, und diese Reorganisation wurde wieder in die Hände der deutschen Instruktoren gelegt, die mit unerhörten Vollmachten beauftragt, eigentlich zu obersten Kommandeuren der türkischen bewaffneten Macht promoviert wurden. Konstantinopel selbst durch deutsche Ingenieure besetzt, verwandelte sich in einen deutschen Vorposten am Bosphorus. Die Mission des Generals von Liman bewies noch deutlicher, als die Abkommandierung von Goltz — Pascha, daß Deutschland das Bollwerk des Osmanischen Reiches sei. Kurz und bündig: selbständig und als Bundesgenosse Oesterreichs überall, auf jedem Tritt und Schritt, in der ganzen Levante stößt und stieß Rußland bei der Lösung seiner vitalsten Aufgabe der Orientfrage auf den Widerstand der Deutschen. Es ist den Russen jetzt klar geworden, wenn alles so verbleibt, wie es jetzt ist, geht der Weg nach Konstantinopel durch Berlin. Wien ist eine sekundäre Frage.

Der Herausgeber der „Preussischen Jahrbücher“ hat seinem früheren Schüler die einzige richtige Antwort gegeben, als er schrieb: „Sieht Rußland es als eine Mission an, Europa in Asien zu beherrschen, — nun wohl, so sehen wir es als die Mission Deutschlands an, Europa und Asien vor dieser Herrschaft des Moskowitertums zu

bewahren! — Heute ist das deutsche Schwert für diese weltgeschichtliche Aufgabe gezogen und wird nicht eher in die Scheide zurückkehren, bis sie zu Deutschlands Größe und zum Heile der Menschheit gelöst ist.

Wie kämpft ein Unterseeboot?

Die Fahrt eines Unterseebootes aus seinem Heimathafen bis zu seinem „Schlachtfeld“ darf man sich nicht etwa als eine geheimnisvolle Reise unter der Oberfläche des Meeres vorstellen. Das wäre technisch unausführbar. Das Unterseeboot muß viele, viele Meilen sichtbar allen Feinden wie jedes andere Schiff auf der Wasseroberfläche fahren. Erst wenn die Lage allzu gefährlich wird, kommt der Befehl zum Tauchen, was sofort eine unangenehme Verlangsamung der Fahrt bedeutet. Alle Gegenstände an Deck müssen dann zunächst umgelegt und festgesichert, die Luken und Schieber sorgfältig geschlossen werden, nachdem der letzte Mann ins Innere des Bootes geschlüpft ist. Die Ballasttanks längs des Schiffes werden in Verbindung mit dem Außenwasser gebracht, so daß sie sich füllen können. Das Boot beginnt zu sinken, aber zunächst nur bis zum sogenannten Flutzustand, bei dem der kleine Turm des Bootes noch über dem Wasser hervorragt. Die Besatzung nimmt ihre Gefechtsstellung ein, und das gefährliche Spiel beginnt.

Der Bootskommandant im druckfesten Kommandoturm versucht immer noch, möglichst ohne gänzliches Untertauchen an die feindlichen Schiffe heranzukommen, weil er mit seinen Ueberrassermotoren viel schneller fährt, wie mit den elektrischen Unterwassermotoren, und weil er überhaupt die Kraft der letzteren für den Tauchzustand möglichst aufsparen muß. Wird aber das Boot vom Feinde entdeckt oder besteht die allerhöchste Gefahr dazu, so geht man vom Flutzustand zum eigentlichen Tauchzustand über. Im Flutzustand bei flacher See ragen die Auspufföffnungen für die Motorenabgase noch über den Wasserspiegel hinaus. Durch ein Luftventil zwischen den Periskopen in der Turmbefestigung wird immer noch Verbrennungsgas zugeführt. Gehen aber die Wellen stark, so müssen die Propeller des Bootes von der elektrischen Kraft getrieben werden. Das letzte Stadium des Tauchens ist sehr rasch überwunden. In wenigen Augenblicken verschwindet der Turm und nur dem außerordentlich geübten Auge wahrnehmbar ragen die beiden Periskopspitzen noch aus dem Meere hervor, vermittelt deren der Führer des Unterseebootes die Bewegungen seines Zieles im Auge behält und bei genügend weiterer Annäherung die Torpedos ausstößt.

Die Schutzhaube des Unterseebootes hat ihre Schwierigkeiten für sich. Man rechnet theoretisch mit Schutzhöhen bis zu 9000 Meter und mit guten Treffchancen auf 5—6000 Meter. Aber die „Routiniers“ behaupten, es sei doch besser, auf 800, ja auf 300 Meter vor an den Feind zu gehen, um ihn mit der 150 Kilogr. betragenden Sprengladung so recht ins Herz zu treffen.

Das Abfeuern des Torpedos wurde in den ersten Jahren der U-Boots-Entwicklung als besonders bedenklich und gefährlich für die Schiffe im Unterwasserzustand angesehen, weil man bei der plötzlichen Verschiebung der inneren Gewichte Schwanungen und Trimmungen befürchtete, die leicht zum vollständigen Vernichtenden Untertinken des Bootes führen könnten. Die modernen Konstruktionen aber haben auch diese Gefahr bis auf ein Minimum verringert. Die einzelnen Vorgänge bei Abgabe der Schiffe gehen in so rascher Folge vor sich, daß das Boot infolge der enormen Massenträgheit in der Längsrichtung kaum beirrt wird. Nur in dem Augenblick, in dem das Torpedo das Rohr verläßt, „dukt“ das Boot, d. h. es sucht sich plötzlich unter dem Einfluß des verlorenen Geschossgewichtes aufzurichten, eine Absicht, die aber durch die Geschwindigkeit des Mannes am vorderen Tiefensteuer sofort vereitelt werden kann. Rasch strömt das Wasser in das leere Ausstoßrohr nach. Von dieser Wassermenge wird soviel in das Innere des Bootes aufgenommen, als das Gewicht des Torpedos betrug. Der Rest wird nach dem Schließen der äußeren Klappe durch Druckluft ausgeblasen. Das Boot ist klar zum zweiten Schuß.

Bisher war die Ansicht unserer Marineverwaltung die, daß ein Torpedotreffer des Unterseebootes ein feindliches Schlachtschiff zunächst wohl nur kampfunfähig mache, und daß zur vollständigen Vernichtung mindestens zwei Treffer notwendig seien. Die Meistertat der „U 9“ hat gezeigt, daß unsere U-Boote noch viel tüchtiger sind, als man nach ihren glänzenden Leistungen in den letzten U-Boots-Märschen annehmen dürfte.

Was unsere Motorfahrer im Kriege leisten.

In der „Nordd. Allg. Ztg.“ lesen wir:

Nicht nur unsere regulären Truppen, sondern auch die Freiwilligen, die sich technischen Truppen angeschlossen haben, vollbringen in diesem Völkerringen Taten, die wohl der Erinnerung wert sind. Der nachstehende Feldpostbrief stammt von dem inzwischen auf dem Felde der Ehre gefallenen Münchener Verleger H. Baumann, der Folgendes schreibt:

Eben klingelt es am Feldtelefon. Leutnant R. ruft mich an, ob ich Lust habe, mit ihm ein wenig auf Patronville zu fahren. Wenn ja, sollte ich einen Kraftwagen befragen. Ich meldete mich beim General und bitte um eine Aufgabe. „Schön“, sagt Erzellerz, fahren Sie auf der Straße nach A. vor und suchen Sie festzustellen, wie weit der Feind vorgedrungen ist.“ Auf dem Kraftwagen, einen starken 45 Pferdestärken-Mercedes, wird mein Motorrad verladen, dazu sieben Radfahrer mit ihren Maschinen und reichlich Munition. H. und R. durchfahren wir, ohne etwas vom Feinde zu sehen. Hinter dem vielumkämpften Weiler D. begegnen uns drei unserer Dar-

goner, die uns mitteilen, daß sie von einer Schwadron französischer Kavallerie verfolgt würden. Unser Plan war schnell gefaßt. Wir lassen den Wagen stehen, nehmen die Räder und das Motorrad herunter und legen uns in ein Dörfchen. Die Dragoner reiten ein Stück zurück, bis sie dem Feind wieder in Sicht sind. Der glaubt, leichtes Spiel zu haben, und galoppiert mit dem vielgerühmten Glanz auf unsere drei Dragoner los. Die ganze Schwadron — es sah wirklich heldenhaft aus! Wir lassen sie auf dreihundert Meter herankommen. Sie teilen sich, um die drei zu umfassen und zu fangen. Da gehen einem von uns die Nerven durch und er feuert. Die Franzosen stehen und eröffnen von ihren Säulen ein schlecht gezieltes Feuer auf uns. Eine kurze Verhinderung mit Leutnant R. Ich springe auf meinen Motor, er hinten auf; und mitten durch den Feind, den wir unseren sieben Kameraden zur geeigneten Bearbeitung überlassen, geht es geradeaus. Mit 40 Kilometer-Tempo über eine Hügelkette. Vor uns in 50 Meter Entfernung sieben feindliche Reiter, die ausreissen, was Zeug halten will. Ich stoppe, wir stemmen die Füsse gegen den Boden und schießen mit den Karabinern hinter den Fliehenden her. Eines der Pferde stirzt. Auf die Schiffe kommen unsere Leute herbei und fangen den Reiter, einen Korporal, der mir Helm und Säbel übergeben muß. Mittlerweile haben sich auch die Kavallerie wieder gesammelt; von weiten sehen wir sie heranziehen. „Schnellfeuer! Gut zielen!“ Sofort stürzen mehrere Pferde, andere gehen durch. Zwanzig der bunten, theaternäßig aufgetupften Recke wälzen sich im Korn und im Strahlenhaud, werfen Waffen und Munition weg und ergreifen das Hakenpanier. Wir mit Hurrah hinterher. Zu Fuß konnten wir sie natürlich nicht einholen, und für unsere Motore war der Acker nicht geeignet. In der Ferne ordnet sich der Feind und verschwindet dann. Vor einem kleinen Walde wartet uns auf der Weiterfahrt ein Bauer, es stecken Franzosen darin. Aber nichts rührt sich bis R. Wir glauben uns vollkommen sicher und lassen unsere Radfahrer weiterfahren. In dem Kraftwagen saßen Leutnant R., der Chauffeur, ein Unteroffizier, ich und der Gefangene. In einer Waldbüschung, 50 Meter vor uns, tauchen plötzlich 50 französische Kavalleriere vor uns auf. Vollogas und mitten in sie hinein. Vom Wagen aus feuern wir auf die Säule, von denen einige stürzen. Im Getümmel stoppen wir und der Kolben meines Karabiners splittert auf dem Helm eines Kavalleriers. Aber unsere Radfahrer? Wir laufen zurück und sind die tapferen Jungen. Sie hatten sich mit einer feindlichen Abteilung von 30 Mann herangerauft und die meisten kampfunfähig gemacht. Der Rest war schnell erledigt. Wir waren wie betäubt. Unser gefangener Korporal tat mir leid. Er saß im Wagen, als wir seinen Kameraden so übel mitvielleicht, hielt sich die Augen zu und stöhnte jämmerlich. Wir lehrten ins Lager zurück und lieferten den Gefangenen ab, der wichtige Papiere bei sich hatte. Offiziere und Mannschaften sprechen noch heute von der Fahrt, die buchstäblich über Leichen ging. Ein Hauptmann meinte, wir sollten nicht gleich alle Franzosen aufreissen. Damit habe es keine Not. Sie sind uns nicht appetitlich genug.

Die Kriegskosten für Frankreich 1870/71.

Aus dem, was der Krieg 1870/71 die Franzosen gekostet hat, lassen sich die gewaltigen finanziellen Opfer ermessen, welche ein moderner Krieg den Unterlegenen auferlegt. Vom französischen Auswärtigen Amt wurde folgende Aufstellung ausgegeben:

	Franken
1. Außerordentliche Kriegskosten	1 912 045 000
2. Kriegsschädigung an Deutschland (Kapital und Zins)	5 315 539 073
3. Summe, welche von der Stadt Paris als Kriegskontribution für Schäden bezahlt worden ist, die während der zweiten Belagerung vorfielen, sowie Entschädigung für die durch die Kommune verursachten Verluste, nach Abzug der vom Staat erhaltenen 140 Millionen	147 079 089
4. Schadenersatz an die Departements, Gemeinden und Private nach Einrechnung der erwähnten 140 Millionen	857 501 973
5. Schadenersatz an Eisenbahnen	7 000 000
6. Verproviantierung von Paris	77 000 000
7. Unterhalt der deutschen Truppen	340 000 000
8. Rückzahlung der von den Deutschen gemachten Requisition	62 580 000
9. Verschleiße Anleihekosten	631 268 000
10. Ausfall an Staatseinkünften in den beiden Jahren	364 189 000
11. Kapitalisierung zu 4 Proz. der Staatseinkünfte der abgetretenen Provinzen	1 658 750 000
12. Kapitalisierung von Pensionen	462 000 000
13. Wiederherstellung von Kriegsmaterial (Heer und Flotte)	2 143 957 500
14. Wiederherstellung der großen Transportwege	90 300 000
15. Kosten der Wiederherstellung der Zivilstandsbücher in Paris, Remiremont u. Montmedy	1 852 785
16. Ersatz für Verluste an Tabakvorräten	3 000 000
17. Schadenersatz für Beamte in Belgien	3 000 000
18. Saldo an Liquidationsrechnungen für die abgetretenen Provinzen	27 096 888
19. Aufrichtung der durch die Kommune zerstörten öffentlichen Gebäude	46 122 030
20. Kosten der Verurteilung und Deportation der Auführer	11 332 858

21. Die Requisition der Kommune bei der französischen Bank

16 695 172
14 178 159 341

Mehr als 14 Milliarden 100 Millionen Franken! Dazu kommt noch der Wert der zerstörten Gebäude (Tuilerien, Finanzministerium, Orsay-Palast), für deren Wiederherstellung seiner Zeit noch keine Summe bewilligt war, der Kunstschätze und der mit Elend-Verdrängen verlorenen Staatsverwaltungen.

Die Renten der verwundeten Krieger, der Witwen und Waisen.

Der Krieg mit allen seinen Schrecken hat schon zahlreiche Opfer an Gut und Blut geopfert. Tausende brave Krieger haben bis jetzt ihr Leben gelassen oder sind verwundet und werden, selbst wenn sie genesen sollten, ihrer früheren Berufstätigkeit wohl nicht mehr nachgehen können. Da liegt nun die bange Frage auf den Lippen der nächsten Angehörigen: Was bekommen wir, wenn unsere Ernährer nicht mehr zurückkehren oder erwerbsunfähig sind?

Diese Frage ist durch das Gesetz über die Militärversorgung vom 21. Mai 1906 geregelt. Danach beträgt die Rente bei völliger Erwerbsunfähigkeit, also wenn der Verwundete gar nichts mehr verdienen kann, für

Feldwebel	900 Mk. im Jahre
Sergeanten	720 Mk. „ „
Unteroffiziere	600 Mk. „ „
Gemeine	540 Mk. „ „

Bei teilweiser Erwerbsunfähigkeit wird entsprechend weniger gezahlt und es bestehen hierüber besondere Bestimmungen und Regelungen. In bestimmten Fällen gibt es eine Vermittlungszulage. Sie beträgt bei Verlust einer Hand, eines Fußes, der Sprache, des Gehörs auf beiden Ohren monatlich 27 Mark, bei Verlust oder Erblindung beider Augen 54 Mark. Die Vermittlungszulage kann bewilligt werden bei Störung der Hand, des Armes usw., wenn die Störung so hochgradig ist, daß sie den Verlust des Gliedes gleich zu achten ist oder bei schweren Gesundheitsstörungen, die fremde Wartung oder Pflege notwendig machen.

Neben der Rente wird noch in jedem Falle eine Kriegszulage gezahlt, die monatlich 15 Mark beträgt.

Das Militär-Hinterbliebenen-Gesetz vom 17. Mai 1907 hat die Unterstützung der Witwen, Waisen und Eltern geregelt. Danach wird Kriegswitwenlosgeld gezahlt:

1. wenn der Ehemann im Kriege gefallen,
2. an einer Kriegsverwundung gestorben,
3. eine sonstige Kriegsdienstbeschädigung erlitten hat und an ihren Folgen vor Ablauf von 10 Jahren gestorben ist.

Die Kriegswitwenrente beträgt jährlich:

1. für die Witwe eines Feldwebels, Vizefeldwebels, eines Sergeanten mit Vizefeldwebelsbezeichnung, eines Zugführers der freiwilligen Kriegskrankenpflege oder eines Unterbeamten mit einem pensionsfähigen Dienstverdienst von jährlich mehr als 1200 Mk.: 600 Mark;
2. für die Witwe eines Sergeanten, Unteroffiziers, Zugführersstellvertreters oder Sektionsführers der freiwilligen Kriegskrankenpflege oder eines Unterbeamten mit einem pensionsfähigen Dienstverdienst von jährlich 1200 Mk. und weniger: 500 Mark.

3. für die Witwe eines Gemeinen oder einer jeden anderen Person des Unterpersonals der freiwilligen Kriegskrankenpflege: 400 Mark.

Kriegswaisenlosgeld. Für die ehelichen oder legitimen Kindern wird bis zum vollendeten 18. Lebensjahre bezahlt:

1. für jedes vaterlose Kind einer Militärperson der Unterklassen, eines Angehörigen der freiwilligen Kriegskrankenpflege oder eines Unterbeamten, jährlich 168 Mark;
2. für jedes elternlose Kind einer Militärperson der Unterklassen, eines Angehörigen der freiwilligen Kriegskrankenpflege oder eines Unterbeamten jährlich 240 Mark.

Ebenso bekommen alle unehelichen Kinder die Kriegswaisenlosgeld, deren jetzt im Felde stehende Erzeuger die Vaterschaft entweder gerichtlich oder notariell anerkannt haben oder als Vater zur Unterhaltungsbezahlung verurteilt sind. Es braucht nicht nachgewiesen zu werden, daß der Vater wirklich gezahlt hat.

Kriegselternlosgeld. Soweit der im Kriege gefallene oder an den Folgen einer Verwundung verstorbene Soldat der Unterklasse vor seinem Eintritt in das Heer den Lebensunterhalt seiner Eltern ganz oder überwiegend bestritten hat, können bedürftige Eltern oder Großeltern das Kriegselternlosgeld erhalten. Es beträgt für den Vater und jeden Großvater, für die Mutter und jede Großmutter eines Soldaten der Unterklasse, eines Unterbeamten oder eines Angehörigen der freiwilligen Kriegskrankenpflege höchstens 250 Mark im Jahre. Dasselbe gilt auch, wenn der Soldat an den Folgen einer Kriegsverwundung vor Ablauf von 10 Jahren nach dem Friedensschluß stirbt.

Sonstige Unterstützungen: Die Angehörigen der zu den Linien-Regimentern und Truppen zählenden Offiziere, Feldwebel, Unteroffiziere und gemeine Soldaten erhalten nach den Vorschriften des Gesetzes eine höhere Unterstützung (sog. allgemeine Versorgung). Die Hinterbliebenen von solchen nicht dem Feldeher zugeteilten Angehörigen des aktiven Heeres, die wegen des Krieges außerordentlichen Anstrengungen und Entbehrungen oder dem Leben und der Gesundheit gefährlichen Einflüssen ausgesetzt waren und infolgedessen vor Ablauf eines Jahres nach dem Friedensschluß gestorben sind, kann die oberste Militärbehörde in dem oben angeführten Umfang eine Kriegswaisenlosgeld gewähren.

Alle diese gesetzlich gewährleisteten Unterstützungen ergeben selbstverständlich nicht den Ernährer der Familie, den Ehegatten, den Vater und Erzieher; doch muß aner-

kann werden, daß durch diese Summen die größte Not gemildert wird. Und da auch zu hoffen ist, daß unser deutsches Volk aus dieser schweren Zeit die nötigen Lehren mit in die Zukunft hinüber nimmt und in der Liebestätigkeit nicht erlahmen wird, die jetzt erfreulicherweise auf der ganzen Linie eingeleitet hat für diejenigen, die unser deutsches Vaterland vor der großen Zahl von Feinden beschützen sollen, so wird es auch in Zukunft der Witwen und Waisen gedenken und aller derjenigen, die in erschreckend fühlbarer Weise durch den Krieg Schaden gelitten haben. Hoffen wir, daß der Geist der Mild- und Wohltätigkeit in unserem Volke auch nach dem Kriege erhalten bleibt. Einer trage des Anderen Last.

Berichte aus den Werkvereinen.

Bezirksverband der Werkvereine in Frankfurt a. M. und Umgegend. Dienstag, den 12. Oktober Abends 7 Uhr Vorstandssitzung im Pfälzer Hof, Frankfurt a. M. In Anbetracht der wichtigen Tagesordnung ist das Erscheinen aller Vorstände dringend notwendig.

Vermischtes.

Versicherungswesen. Die Angestelltenversicherung der Kriegsteilnehmer. Zu der Frage der Entrichtung der Beiträge zur Angestelltenversicherung für Kriegsdienstpflichtige nimmt das Direktorium der Reichsversicherungsanstalt folgende Stellung ein:

Es kommt darauf an, ob das Angestelltenverhältnis aus Anlaß der Einziehung des Versicherten zur Erfüllung der Wehrpflicht durch Kündigung ordnungsmäßig aufgelöst worden ist oder nicht (§ 620 Abs. 2, § 626 des Bürgerlichen Gesetzbuches, § 60, § 72 Ziffer 3 des Handelsgesetzbuches). Ist eine Kündigung nicht erfolgt und wird dem Versicherten oder seinen Angehörigen während der Kriegszeit das Gehalt fortgezahlt, so sind auch die Beiträge zur Angestelltenversicherung an die Reichsversicherungsanstalt weiter zu entrichten. Das Gleiche gilt, wenn der Versicherte oder seine Angehörigen nicht das volle Gehalt, sondern nur einen Teilbetrag davon erhalten. Im letzteren Falle ist der Beitrag in der entsprechend niedrigeren Gehaltsklasse zu entrichten. Ist die Kündigung ordnungsgemäß zustande gekommen und wird dem Versicherten oder seinen Angehörigen das Gehalt ganz oder teilweise fortgezahlt, so gelten diese Zuwendungen als freiwillige Unterhaltungen und verpflichten nicht zur Beitragsentrichtung. Das wird auch dann zu gelten haben, wenn der Arbeitgeber bei der Kündigung erklärt hat, den gekündigten Angestellten auf sein Ansuchen später wieder in die frühere Stellung aufzunehmen. Die Kündigung kann selbstverständlich auch nachträglich erfolgen. Wird die Weiterzahlung der Bezüge gänzlich eingestellt, so entfällt die Beitragspflicht ebenfalls.

Schließlich ist hervorzuheben, daß Streit über die erörterten Fragen im ordentlichen Verfahren gemäß § 210 des Versicherungsgegesetzes für Angestellte durch den Rentenausschuß der Angestelltenversicherung in Berlin-Wilmersdorf, Nikolaiburger Platz 2, zu entscheiden ist.

Weiße Mäuse auf Unterseebooten. Viele Marinen benutzen zum Betriebe der Maschinen ihrer Unterseeboote Benzin oder Gasolin. Da diese Stoffe sich leicht verflüchtigen, besteht die große Gefahr, daß sich Gase in gefährlichen Mengen in dem engbegrenzten Raume des

Schiffes ansammeln und so Explosionen veranlassen, die zumal bei der Unterwasserfahrt sehr verhängnisvoll werden könnten. Man führt deshalb im Maschinenraum dieser Schiffe stets einige Käfige mit, welche weiße Mäuse enthalten. Diese letzteren sind nämlich gegen derartige Gase sehr empfindlich und werden beim Ansammeln derselben in der Luft sehr bald unruhig und schließlich ohnmächtig, und zwar lange bevor der Mensch diese Gase mit seinen abgestumpften Sinnen bemerkt. Auf diese Weise wird die Mannschaft der Schiffe rechtzeitig auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam gemacht, sobald die erforderlichen Gegenmaßnahmen getroffen werden können.

Die Bezeichnung der deutschen Torpedoboote. Das erste in einem wirklichen Seegefechte unserer Marine in dem jetzigen Kriege untergegangene Kriegsschiff ist das Torpedoboot V 187, das von einem englischen Kreuzer und mehreren Torpedobootzerstörern aufs bestmögliche beschossen, bis zuletzt feuernd, bei Helgoland in die Tiefe sank.

Während die meisten Kriegsschiffe besondere Namen haben, werden die Torpedoboote nach Buchstaben und Nummern bezeichnet, und mancher wird beim Lesen der Marinenachrichten nach der Bedeutung dieser rätselhaften Bezeichnungen gefragt haben. Die Bedeutung der Zahlen ist schon eher verständlich und es werden die meisten Leser schon richtig geraten haben, daß unsere Torpedoboote, ähnlich wie die Zepeline und sonstige Luftkrieger, nach der Reihenfolge ihrer Indienststellung fortlaufend nummeriert werden. Die Zahl 187 gibt also an, daß das in Frage kommende Torpedoboot das 187te unserer Marine ist. Der Buchstabe V deutet auf die Herkunft, ähnlich wie bei den Luftschiffen ein Z auf die Herstellung auf der Zeppelinwerft hinweist. Die mit V bezeichneten Boote sind auf der Vulkanwerft, die mit S bezeichneten auf der Schichauwerft, die mit G auf der Germaniawerft gebaut worden. Außerdem haben wir noch einige ältere Jagen. Torpedobootzerstörer, die man als D (Division) Boote bezeichnet. Die Division Station weist noch ein Torpedoboot auf, das einen eigenen Namen trägt. Es wurde am 17. Juni 1900 bei der Einnahme der Takaforts von den Chinesen erobert und erhielt den Namen Taku. Hauptsächlich gibt es neben den anderen deutschen Schiffen in Ostasien jetzt dort den Japanern ordentlich zu schaffen.

Teures Schießen. Von einem Namur-Kämpfer wird den „Kriegsberichten“ folgende wahrheitsgetreue Geschichte geschrieben: Als Namur gefallen war, ritt der siegreiche Führer der deutschen Truppen in die Stadt ein. Vor dem Rathaus haltend, ließ er den Bürgermeister vor sich rufen. „Herr Bürgermeister“, sprach der General, „von der Zivilbevölkerung ist auf die deutschen Truppen geschossen worden. Ich lege dafür der Stadt Namur eine Kriegscontribution auf. Schreiben Sie 25 Millionen Franken.“ Schreckensbleich seht der Bürgermeister den Stift an, da tönen aus einer nahen Straße Schüsse. „Schreiben Sie 30 Millionen“, dekretiert der General, und wiederum fallen Schüsse: „35 Millionen“, und noch einmal schießt es: „40 Millionen.“ Trocken bemerkt der General: „Ich denke, das Schießen wird nun wohl aufhören.“ reitet seines Weges weiter und läßt das betrübte Oberhaupt der Stadt stehen. In Namur wurde aber von der Zivilbevölkerung nicht weiter auf brave deutsche Soldaten geschossen.

Französischer Hochmut. Mit der Ueberschrift „Französischer Hochmut“ zitiert die Köln. Volkszeitung aus der Revue du Clergé Français vom 15. August 1914 einen patriotischen Ausruf, der also beginnt: „Nun unserm

ewigen Frankreich! Gott gebe, daß, wenn man diese Seite liest, Frankreich anher aller Gefahr sei, und daß die germanischen Horden jenseits unserer Grenzen zurückgeworfen seien. . . Wir kämpfen, um die geheiligte Erde unserer Väter gegen barbarische Angreifer zu verteidigen. Wir kämpfen für das Recht und die Zivilisation. Wir haben tapfere und mächtige Verbündete. Frankreich kann nicht untergehen; denn sonst fehlte der Welt ihr schönster Schmutz, der Kirche ihr unermüdlicher Apostel und Gott sein ritterlicher Verteidiger. (La France ne peut pas périr: elle manquerait au monde, dont elle est l'indispensable apôtre; à Dieu, dont elle est généreux chevalier.) Haben wir Vertrauen, unbewiesenes Vertrauen in unsere unsterbliche Bestimmung.“ Vielleicht hat die bisherige Entwicklung des Krieges doch einige Ernüchterung in Frankreich herbeigeführt.

Spielplan der Frankfurter Theater.

	Opernhaus	Schauspielhaus	Neues Theater
Samstag 10. Oktober	7 Uhr „Der Zigeunerbaron“ Im Abonnement Kleine Preise.	8 Uhr „Der Zigeunerbaron“ Im Abonnement Kleine Preise.	8 Uhr „Das Musikantenmädchen“ Ab. A. Gew. Preise.
Sonntag 11. Oktober	7 Uhr „Zell“ Im Abonnement Kleine Preise.	8 Uhr „Der Zigeunerbaron“ Im Abonnement Kleine Preise.	8 Uhr „Die fünf Frankfurter Volkstänze“ Ab. A. Gew. Preise.
Montag 12. Oktober	Geschlossen.	8 Uhr „Die Hermannschlacht“ Im Ab. A. Gew. Preise.	8 Uhr „Hinter Mauern.“ Außer Abom.
Dienstag 13. Oktober	7 Uhr „Der Evangelist“ Im Ab. Gew. Preise.	8 Uhr „Der Zigeunerbaron“ Im Ab. A. Gew. Preise.	
Mittwoch 14. Oktober	Geschlossen.	7 Uhr „Die Räuber“ Im Ab. A. Gew. Preise.	
Donnerstag 15. Oktober	8 Uhr „Hänsel“ Im Ab. Gew. Preise.		

Albert Schumann-Theater.

Ab Samstag, den 10. Oktober, abendlich 8 Uhr die große Revue mit Musik
„Der Kaiser rief . . .“

Deutschlands Handel Englands Neid.

In seinem Buche über „Rußland als Großmacht“ charakterisierte Fürst G. Lubekol, Abteilungschef im russischen Ministerium, die internationale Lage als „eine grandiose Rivalität zwischen England und Deutschland; dieser Rivalität liegen nicht etwa Zufall und Neigungen, sondern tiefe soziale und wirtschaftliche Ursachen zugrunde.“ Weiterhin meint dieser russische Diplomat, „das Wettstreiten zwischen England und Deutschland kann zu keinem guten Ende führen, entweder muß diese Rivalität zu einem Abkommen führen oder zur Ausnützung der angekauften Vernichtungswaffen.“ — Die Ereignisse haben die Wahrheit dieser Ausführungen bestätigt. Den wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands empfand England immer mehr als eine Schmälerung seines Handels und seines Einflusses. Trotz aller Anstrengungen vermochte es nicht das Emporblühen der deutschen Wirtschaftsmacht zu verhindern und blickte voller Neid auf die Erfolge seines starken Konkurrenten. Die ungewöhnliche Entwicklung des deutschen Handels und der deutschen Gewerbetätigkeit ist um so erstaunlicher, als Deutschland in den früheren Zeiten nie ein wirklicher Handels- und Industriestaat gewesen ist, wohingegen England Jahrhunderte hindurch als das unerreichbare Vorbild eines Industriestaates galt, und der englische Kaufmann auf dem Weltmarkt unbestritten die erste Rolle spielte. Bei der oft gerügten Ueberschätzung des Auslandes haben nur wenige deutsche Wirtschaftspolitiker klar durchschaut, daß die englische Vorherrschaft in Handel und Industrie weit eher einer Verrücktheit günstiger Zufälle als der vermeintlichen kulturellen Überlegenheit der angelsächsischen Rasse ihr Gedeihen verdankt. Die rückwärtige Verschlagenheit, mit der England dem einen Gesichtspunkte des Profits alle sittlichen Beweggründe opfert, tritt in seiner Handelspolitik und in seinen Kolonialgründungen oft genug zutage. Gerade in diesen Tagen ist es jedem Einsichtigen klar geworden, daß in der englischen Nation und bei ihren verantwortlichen Leitern der Eigennutz und Arznerfenn weit stärker entwickelt sind als das Gefühl für Recht, Gerechtigkeit und Blutspflicht. In der Zukunft wird daher deutscher Unternehmungsgeist im Auslande mit diesem rückwärtigen Gegner zu rechnen wissen.

Vor vierzig Jahren übertrugte England mit seinem

Außenhandel von 15 Milliarden Mark weit alle übrigen Länder der Erde; Deutschlands Außenhandel erreichte zwar damals schon eine Höhe von 9,5 Milliarden Mark, während der Frankreichs sich nur auf knapp 6 Milliarden Mark beschränkte. In der Folge entwickelte sich der deutsche Außenhandel viel schneller als der gesamte Weltmarkt und betrug bereits im Jahre 1905 circa 13,5 Milliarden Mark. Damit hat Deutschland nicht nur den seit Jahren innegehabten zweiten Platz unter den Handelsmächten Europas behauptet, sondern sich sogar zur zweiten Handelsmacht der Erde emporgeschwungen. Zu Anfang dieses Jahres wurde der deutsche Außenhandel auf 19 Milliarden Mark eingeschätzt und der englische auf 22 Milliarden. Voller Ingrimm und Neid sah das stolze englische Handelsvolk, das von jeder an den Traditionen des alten Wohlstandes und am Traum von der Alleinherrschaft auf dem Weltmarkt hängt, wie sich überall deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz neue Absatzgebiete für die gewaltig zunehmende deutsche Produktion schafften. Die größte deutsche Handelsstadt, Hamburg, deren Güterumsatz auf 14 Millionen Register-tonnen gestiegen ist, hat die englischen Häfen Cardiff und Liverpool überflügelt und nimmt nach London die zweite Stelle in Europa ein. In einzelnen Industriezweigen, wie Elektrotechnik, Chemie, Bau von Dampfturbinen und Gasmotoren, Geschützfabrikation usw. hat Deutschland gegenüber England einen Vorsprung, der niemals eingeholt ist. Im Bau von großen und schnellen Passagierdampfern und von Torpedobooten hat Deutschland seinen alten Beherrscher sogar übertrifft. Nach dem Kriege 1870/71 erklärte Bismarck, er wolle das geehrte deutsche Volk, das die glänzenden militärischen Siege errungen habe, auch zu wirtschaftlichen Siegen führen. Und bei dem Aufschwunge, der die letzten vier Jahrzehnte im deutschen Erwerbsleben kennzeichnet, muß man belassen, daß der große Kaiser sein Wort eingelöst hat.

Unter den Ursachen des wirtschaftlichen Aufschwungs sind besonders vier hervorzuheben: die Charakteranlage der germanischen Rasse, die Erziehung und Vorbildung für die Kulturaufgaben des Handels und Gewerbes, die deutsche Geschäftsführung und Organisation, die zweckmäßige Förderung von Handel und Verkehr durch die Regierung. Der englische Schriftsteller Williams gesteht in seinem Buche „Made in Germany“ offen zu, daß die Deutschen heute besser als irgendein anderes Volk zur Arbeit. Erwerbs-

tätigkeit und Ausnutzung der Zeit erzogen sind. Die deutschen Eltern streben mehr danach, ihre Kinder möglichst gut auf den Kampf mit dem Leben vorzubereiten, als sie vor diesem dem Kampf zu bewahren. Durch die Pflege der Handelswissenschaften und nachdrückliche Schulung des Nachwuchses hat Deutschland ein erhebliches Uebergewicht über England erlangt, dem der Fachunterricht fast gänzlich fehlt. Mit seinem wissenschaftlich geschulten Blick für die Zukunftsmöglichkeiten und Notwendigkeiten des Marktes hält der deutsche Kaufmann mit der Zeit Schritt, während die Engländer, pochend auf ihren alten Ruhm und von unausrottbaren Vorurteilen befangen, in stolzer Selbstüberschätzung dem Handel und Wandel der Völker bestimmte Bahnen vorschreiben wollen. Der Deutsche berücksichtigt Geschmack und Eigenart seiner Kunden und bezieht sich höflicher Aufmerksamkeit, die erfahrungsgemäß die besten Geschäfte anbahnt. Ein Teilnehmer des fünften internationalen Wirtschaftstages, der im Juli und August 1911 in London stattfand, faßt seine Eindrücke in das englische Wirtschaftsleben wie folgt zusammen: „Aus deutschen Kurstiften ist es klar geworden, weshalb wir im Wettbewerbe auf dem Weltmarkt England den Rang ablaufen: größere Sprachkenntnis, Unternehmungs- und Bildungslust des kaufmännischen Nachwuchses, bessere Organisation, Anpassungsfähigkeit und Gewandtheit im persönlichen Verkehr. Wir haben alle Ursache, und stolz als Deutsche zu fühlen, denn manches ist bei uns besser und moderner im Gewerbe und Handel.“ — Selbst wenn es England während dieses Krieges gelingen sollte, Deutschland aus dem internationalen Handelsverkehr hier und da zeitweise auszuschalten, so würde der Ausfall eines so gewaltigen Produzenten und Konsumenten für den englischen Handel selbst eine große Schwächung bedeuten, denn Deutschland zählte zu seinen besten Kunden. Ein jeder deutscher Geschäftsmann im In- und Ausland wird es sich aber zum feststehenden Grundsatz machen, nach Möglichkeit nur das zu fördern, woran deutsches Kapital und deutsche Arbeit beteiligt sind. Hinter den Phrasen von der wirtschaftlichen Auszehrung, mit der uns jetzt England droht, verbirgt sich ohnmächtiger Zorn und blasser Neid; auch im wirtschaftlichen Wettbewerbe müssen wir unter Anspannung aller Kräfte endlich siegen.

Unser neues Geschäft

Leipzigerstrasse 45, Ecke Rohmerstrasse

ist eröffnet. Wir bieten in allen Artikeln eine grosse Auswahl und bringen nur gediegene solide Qualitäten zu billigen Preisen zum Verkauf.

Warme Unterkleider für unsere Krieger
in reicher Auswahl vorrätig.

E. Huth & Co.

jetzt Leipzigerstr. 45
Ecke Rohmerstrasse

Wir bitten um Beachtung unserer 8 Schaufenster.

Maschinen-Putztücher

mit und ohne Firmen Einwebung von höchster Aufsaugfähigkeit. Einmal Anschaffung. Für abgenutzte Exemplare wird bei Reinigung kostenlos Ersatz geliefert.

Robert Bonn, Frankfurt a. M., Kriegerstr. 30

Pappen
Packpapier
Schreibpapier
Hannov. Geschäftsbücher
Tinte
Federn
Bleistifte
Löschpapier
Carl Aug. Grosse Nachf.
Frankfurt a. M. Papier-Grosshandlung Bethmannstr. 52

H. Schröder

Telef. Hansa 5255 Battonnstraße 5 Eigenes Fuhrwerk
Kohlen, Koks, Holz, Brikets
sowie alle sonstigen Heizmaterialien in erstklassiger Qualität zu ringfreien Preisen.
Lieferant des „Werkvereins der Adlerwerke“ und anderer großer Korporationen. — Ia Referenzen.

August Wolf

Metall- u. Hüttenprodukte
Frankfurt a. M.
Nordendstr. 30
Telefon Amt Hansa 1957.

Großes Lager

Messing-Bleichen
-Drähten, -Rohren,
-Stangen.

Sowie
Kompr. Wellen.

Wilhelm Hemp

Buchdruckerei und Verlag

Leipzigerstr. 56. Frankfurt a. M.-West. Telefon Amt Taunus 1701.

Druckachen aller Art in feinsten und preiswerter Ausführung für den geschäftlichen u. privaten Bedarf. Reichhaltiges modernes Schriften-Material.

Arbeits-Nachweis.

Wir teilen hierdurch mit, daß ab 1. Juli der Arbeits-Nachweis in Tätigkeit getreten ist und bitten unsere Mitglieder denselben bei Bedarf in Anspruch zu nehmen. Wir haben in der kurzen Zeit seit Bestehen des Arbeitsnachweises eine große Anzahl Stellen vermittelt und hoffen, daß derselbe von Arbeitgebern und Arbeitnehmern fortgesetzt in Anspruch genommen wird. Die Vermittlung geschieht vollständig kostenlos. Die Geschäftsstelle befindet sich Leipzigerstraße 56, Frankfurt a. M.-West, Telefon Amt Taunus 1701.

H.G. Moehring's Nachf.

Jos. Holzamer
FRANKFURT a. M.
Aeltestes Importhaus der Mineralölbranche
gegr. 1867
Import und Export:
Amerikanischer Cylinderöl,
Amerik. u. russ. Maschinenöl,
Automaten-Oele,
Maschinen-Oele,
Dynamo-Oele,
Luftkompressoren - Cylinder-Oele.
Läger an vielen bedeutenden See-, Binnenhafen- u. Industriepfützen.
Telephon Amt Hansa 1039.
Telegr.-Adresse:
Oelamer Frankfurtmain



Gasapparate für Kaffee-östereien, Kesselfeuerungen, Laboratorien, Trockenöfen, Metzgereien, Bäckereien und sonst. techn. Zwecke aller Art werden geliefert und fachmännischer Rat stets gern erteilt durch

Frankfurter Gasgesellschaft
23 Rossmarkt 23

Roheisen, Formsand

Glesserei Koks
Krampschütze
„Nator“ D.R.P.
Wilhelm M. Dubois
Frankfurt a. M.

Vereins- u. Fest-Abzeichen
Ehrenzeichen, Medaillen,
Münzen, Karneval-Orden.

Jörgum & Trefz

FRANKFURT a. M.
Königswarterstr. 17
Telefon Römer 504



Grünberg & Leinweber

Frankfurt a. M.-West
Moltkeallee 33 Tel. Taunus 835
empfehlen als Spezialität

Heim's Leder-Riemen
und zwar
Heim's Original Dynamo-Riemen

Heim's Germania Riemen
Heim's Dauerleder-Riemen
Heim's Präzisions-Rohhaut-Riemen
Heim's Chrom-Riemen
Heim's wasserfeste Atlantic-Riemen

Heim's vorzügliche Näh- und Binderriemen.
Schönste große Lager in allen gängbaren Dimensionen.
Preislisten gratis und franko.

Wurstfabrik Eichmann

Frankfurt a. M.-West

Spezialität:
Echte Frankfurter Würstchen

frisch und konserviert
sowie sämtliche
Wurst- u. Fleischwaren

in erstklassiger Qualität.
Vorteilhafte Bezugsquelle für Kantinen.

Offenbacher Feilenfabrik

Conrad Lyner
OFFENBACH a. MAIN
1845

Ia. Gußstahl-Feilen
jeder Art
Präzisions-
sowie gefräzte Feilen

Aufhauen stumpfer Feilen

Metallsägeblätter
Marke S

J. A. Zickwolff

Frankfurt a. M.
Hauptlager: Ostendstr. 70
Zweiglager: gr. Gallusgasse 19

I u. II Träger
Stabeisen, Schwarzbleche
verzinkte u. verbleite Bleche

Zinkbleche
Weissbleche
Gasröhren

Verbindungsstücke
Bleiröhren,
sowie alle andere
einschlägigen Artikel.

Feilenhauerei

J. Hipper

Gegründet 1870
Frankfurt a. M.-West
Gremptstr. 28 - Telef. Taunus 1425

Hand- und
Maschinen-Hauerei

empfiehlt sich im Aufhauen
von Feilen und Raspeln,
sowie Anfertigung von
neuen Feilen zu jedem
Konkurrenzpreis.

Arbeits-Nachweis

Bezirksverband der Werk-
operelle in Frankfurt a. M.
und Umgebung.

Arbeits-Nachweis
Leipzigerstr. 56, Hof.

Wir suchen

**Sattler
Sommer
Dreher**

Es wollen sich nur tücht.
Leute mit guten Zeugnissen
melden.

Mitteldeutsche Rundschau

Organ der Werkvereine
in Frankfurt a. M. u. Umgebung.

Die „Mitteldeutsche Rundschau“ erscheint wöchentlich einmal und zwar Sonnabends. Sie kostet vierteljährlich 75 Pfg. einschließlich Bestellgeld.

Geschäftsstelle: Frankfurt a. M.-West, Leipzigerstraße 56
Bank-Konto: Deutsche Bank, Frankfurt a. M.
Brief-Adresse: Mitteldeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.-West
Druck-Adresse: Mitteldeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.
Telephon: Amt Taunus 1701.

Anzeigenpreis: Zeitungs-6spaltig 20 Pfg. im Restamt 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. Die Inseratannahme wird Mittwoch geschlossen.

Nr. 42.

Frankfurt a. M.-West, Sonnabend, den 17. Oktober 1914.

I. Jahrgang.

Es stirbt kein Volk wie wir . . .

Dich, Knabe, will ich küssen
Noch einmal vor dem Krieg.
Ich werde sterben müssen —
Mein Tod bringt dir den Sieg.

Nimm dann das Haus zum Erbe
Und pflüge tief das Land
Und weihe, wenn ich sterbe,
Der Mutter Herz und Hand.

Dein Vater war stets heiter,
Trag' du die Stirne frei —
Dein Vater war ein Reiter
Der deutschen Reiterei!

Schau, in den alten Fahnen
Glüht junges Morgenrot!
Es bläsen die Winde
Das Lied vom Reiterdod —

Herr Feind, wir werden sterben,
Doch nicht beim ersten Schuss.
Ich will erst dich verderben
Und liegen, weil ich muß!

Und wo wir sterbend liegen,
Da darf kein Feind mehr geh'n,
Wir sterben und wir liegen —
Wär's einer gegen zehn!

Wer besser weiß zu sterben,
Herr Feind, den nenne mir!
Der Ruhm gehört den Erben —
Es stirbt kein Volk wie wir!

Die deutsche Volksseele.

Unter diesem Titel veröffentlicht das Amsterdamer Blatt „De Telegraaf“ einen lebensvollen Bericht seines Berliner Mitarbeiter G. Simons, der von gutem Verständnis für deutsche Art zeugt. Es ist erfreulich, einen solchen Aufsatz gerade im Telegraaf zu finden, der bisher sich uns recht unfreundlich gezeigt und sogar ein bössartiges Schmähebild gegen das deutsche Volk gezeichnet hat. In dem Aufsatz heißt es u. a.:

Mit zusammengekauerten Zähnen, die Augen trocken, die Hände geballt, das Herz gegen die Rippen hämmern — so steht dieses Volk auf dem Posten. Man kann ebenso wenig die Nordsee mit einem Rindereimer ausschöpfen, wie es möglich ist, das deutsche Volk, das deutsche Vaterland in Stücke zu schlagen. Dieses Volk schläft nicht und schlummert nicht, nun seine Söhne wachend und Wacht haltend im Felde stehen. Es wird mit dankbarem Herzen den Frieden willkommen heißen, aber auch kämpfen und durchhalten bis zum bitteren Aufgeben. Der Deutsche weiß, daß es um seinen Kopf geht. Seine Gegner wollten Elend, Verdrüß und von dem Reich trennen, Schleswig-Holstein den Dänen schenken, Luxemburg Belgien einverleiben, Polen den Polen geben! Gute Pläne! Aber wie sie verwirklichen! Versuch einmal, einen Menschen von der Weichsel bis zur Donau, von der westlichen bis zur östlichen Grenze in Deutschland zu überzeugen, daß er einen Fingerbreit seines Vaterlandes abtreten soll. Er wird dich auslachen. Er kann das bei allen europäischen, russischen und japanischen Göttern nicht glauben! So ist die Volksseele! Er wird um dieser Sachen willen kämpfen, bis kein Mann mehr auf zwei gefunden Beinen im Lande herumläuft. Es laufen derer aber noch etliche Millionen herum und noch mehr!

Das Volk, unter dem keine Analphabeten sind, weiß, daß England Mittel besitzt, um einen Krieg unerbittlich zu machen. Es weiß, daß Großbritannien seinem Handelsseiner Industrie und Schifffahrt Halbside legt. Steht das alles still, hört die Bewegung der Triebäder auf, laufen die Räder über den Kohlenflüssen nicht mehr in den heißend-falten Schneefächern, in den heulenden Frühjahrsstürmen, lösen die blutroten Feuer der Stahlöfen nicht mehr wie riesige Fackeln neben den schwarzen Katafalken der Fabriken, schleudern die Gießkessel nicht mehr rötenschwarze Schmelzen gegen den blauen Himmel, sprühen und funkeln die Erze nicht mehr in den Schmelztiegeln, so bedeutet das Krieg mit England, denn England will das germanische Volk aushungern. Es will dieses emsige, immer arbeitssame Volk mit Arbeitslosigkeit schlagen. Keine Industrie, kein Handel, keine Schifffahrt, Hungersnot! So stand es in allen ausländischen Blättern zu lesen: Deutschland muß auf diese Weise die Vorherrschaft, die Weltmachtstellung des Britischen Reiches, in dem die Sonne nicht untergeht, lernen. Und nun meint jeder Schlampammer, daß in diesen 56 Tagen — so lange dauert dieser Krieg — Deutschland eine Hungertur durchmacht! Da stehen Berichte in fremden Blättern, wonach die Butter in Berlin 5 Mark das Pfund kostet und wir Brot aus Sonnenblumenkernen essen! Noch Schlimmeres: The Financial News schreibt am 9. Sept. größeren Unfuh als wohl je im 19. oder 20. Jahrhundert gestanden hat, indem sie behauptet, Kaiser Wilhelm hätte Vorsichtsmaßregeln getroffen, um nach New-York zu flüchten, „wenn sein Plan, die britischen Reiche zu zerstören, mißglücken sollte.“ Für die Kleinigkeit von 20 Millionen Mark habe „S. M.“ Land und anderes in Kanada gekauft; das Geld habe er sich in Belgien und Frankreich widerrechtlich zugeeignet, Banken aufgehoben und dergleichen! Der Germane widerlegt sich der Auspöcherungsmethode seines geliebten Neffen John Bull. Er hat mit Widerwillen vernommen, daß die Japaner und die Negers, die Australier und Kanadier und die Fürsten aus Indien alleamt gegen ihn aufgestanden seien, und daß so das ganze Weltreich gegen ihn eingestellt wird. Er wußte das, sobald Sir Edward Goschen seine Pässe verlangte. Ein Krieg gegen Rußland und die panislawische Gefahr — einverstanden; gegen Frankreich — den nahm man hin, mit Belgien als Zugabe, wenn es sein mußte. Aber die Lage wurde abenteuerlicher, als auch England — und alles was daran festhielt — sich zu den Gegnern gefellte. Daher die Wut gegen die Neffen von der anderen Kanalseite; daher der Haß. Die Volksseele! Wenn die Arbeitslosigkeit zunimmt, wächst der Haß gegen das englische Volk. Weidet man Mangel, trotz den Opfern von Staat und Stadt und Reichtum, so trägt England die Schuld. Wird das Brot teurer (was bis heute noch nicht der Fall ist), so kommt das auf die englische Rechnung, die des Hasses!

Man mag sich in London, in Downingstreet, und überall im englischen Kaiserreich „sicher fühlen.“ Aber ein gebildetes Volk, das weiß, worum es hier geht, läßt sich nicht willenlos aushungern. Ein Volk, das mehr als 4000 Millionen Mark auf den Altar des Vaterlandes niederlegt, damit mit diesem Gelde geschehe, was nötig ist in diesen schweren Zeiten, beugt sich nicht; nur zynische Mächte können es zerbrechen. Siebzehn Millionen Menschen aushungern wollen! So etwas ist barbarischer und unedler als das Niederbrennen von ein paar Dutzend Häusern. Ein Volk soll gemartert werden. Aushungern — man lacht vielleicht in London und vergißt dabei, daß auch befreundete Nationen von der Hunger-Methode in Mitleidenchaft gezogen werden. Oder hat noch niemand in England gehört, daß Holland, Belgien und die Schweiz sich auch dieser Art unterwerfen müssen? Daß die Arbeitslosigkeit in den genannten Staaten ebenso große und noch größere Maße angenommen hat als in Deutschland? Oder wird allein von den Arbeitslosen der englischen Webstoff-Industrie die Statistik aufgenommen, und nicht auch von den neutralen und den kämpfenden Festland-Staaten? In neutralen Staaten leidet man in diesem Augenblick mehr Hunger als im ganzen Deutschen Reich. Warum? Weil hier — in Deutschland — bereitwilliger gegeben wird, weil hier die Leute nicht auf ihren Spardöpfen sitzen bleiben. Hier sorgt der Staat für die Familien derjenigen, die im Felde stehen. Da werden Millionen verschont. Da leidet

man keinen Hunger, wenn auch die Kleinen sich einschränken müssen.

Siebzehn Millionen Menschen müssen leben, sich kleiden, in Häusern wohnen und müssen arbeiten. Dieses riesige Mädelwerk kann niemals zum Stillstand gebracht werden. Man würde mit ebenso viel oder ebenso wenig Erfolg die Sterne in ihrem Lauf hindern können. Diejenigen kennen im britischen Reich das deutsche Volk herzlich schlecht und unterschätzen gar sehr den deutschen Unternehmungsgeist, welche da meinen, daß nun ganz Deutschland die Hände im Haar vergrübe und still bei seinem Pocken sitzen bliebe. Solange man die germanische Energie nicht mit Wurzel und Zweig, Stück für Stück, aus dem Leib eines jeden Deutschen herausreißt, solange man ihm nicht jede Faser seines Lebensnerves, seiner Arbeitsleidenschaft, seines erfindenden Sinnes mit spitzer Lanzette aus seinem Herzen geschnitten hat, solange bleibt er mit offenem Auge, mit Wagemut und der Kraft des Jupiters Herr seines Gebietes. Denn er besitzt nicht allein die Fähigkeit des Niederländers und dessen praktischen Sinn, sondern auch den Wagemut und die unzählbare Begeisterung des großen niederländischen Kaufmanns aus dem 17. Jahrhundert, die bei uns verloren gegangen ist.

Das ist die Seele dieses Volkes. Behaltet euch vorläufig damit. Noch einmal: Hier leidet man keinen Hunger, hier gibt es keine Opposition, hier ist hoffnungsvolles Vertrauen auf einen schnellen, ehrlichen Frieden, Vertrauen zur Regierung, Vertrauen zum Meer.

Das ist das Urteil eines Mannes, der nicht von jenseit der Grenze über deutsches Wesen und deutsches Vollen schreibt, nicht auf Grund verblasster Erinnerungen oder nach irgendwelchen literarischen Quellen urteilt, sondern der durch längeren Aufenthalt im Deutschen Reich und seiner Hauptstadt uns kennen und aus frischer täglicher Beobachtung heraus unsere seelische Art und unsere innere und äußere Kräfte erfassen gelernt hat. Es ist das Zeugnis eines Ausländers, der sich nicht scheut, über enge Vorurteile vieler seiner Landsleute hinweg das Offen zu sagen, was er als Wahrheit erkannt hat. Wir sind ihm dankbar, weil sein mutiges freies Wort dazu beitragen wird, für unsere Sache draußen Verständnis zu wecken.

Stille Völkerwanderungen.

Wir haben es schauernd miterlebt, wie aus den Schlünden Belgiens jene teuflischen Instinkte drangen, die sich kundgaben in den gräßlichsten Verwüstungen Wehrloser. Wie giftige Dünste schwellte das auf. Einen Volkskrieg aufs Messer, ja selbst Ueberfälle aus dem Hinterhalt könnten wir zur Not begreifen. Nicht das. Hier zeigen sich Triebe so fremder Art, daß wir uns sagen: wer das tun kann, muß anders sein als wir, aus einer uns fremden Rasse heraus geboren und mit Trieben belastet, die uns Nordeuropäern nicht eingegeben sind.

Wir müssen weit rückwärts in der Geschichte suchen, um Ähnliches zu finden. Im Dreißigjährigen Krieg haben einfallende Völkerhorden Entsprechendes verübt, oder beim Einbruch der Mongolen, beim großen Hunnenschreck. Aber da waren es ja wirklich fremde Rassen, die zu uns herüberbrannten. Im belgischen und nordfranzösischen Feldzug dagegen wurde das Schlimmste uns angetan von Eingefessenen, von den vermeintlich rechtlichen Inhabern des Landes. Wie soll man da von einer fremden Rasse sprechen dürfen? Woher das Recht nehmen, mit eiserner Faust auch künftig dreinzufahren in die fremde Brut?

Alteingesessene, zum Teil vielleicht gar Ureinwohner — man urteilt so, weil man nichts von Völkerveränderungen weiß, die durchaus minderwertige Rassenbestandteile nach Belgien gebracht haben könnten. Von Caesar an bis zu den vielfachen Kriegszügen des Mittelalters und der neueren Zeit hat es dem Lande an allerlei Zugang niemals gefehlt. Aber so verschiedene Völker auch Heere nach Belgien entsandten, ist doch unter ihnen keins verächtlich oder auch nur außereuropäisch. Gestützt auf diese Kenntnis und unter Ausscheidung des Unwesentlichen ist man übereingekommen, zwei volltätige Hauptbestandteile in Belgien zu sondern: die Flamen des belgischen Niederlandes und die Wallonen im Oberland. In beiden sollen die uralten Gegensätze der germanischen und der romanischen Art

vertreten sein. Wo also wäre da ein Untergrund, auf dem etwas zäsig Minderwertiges sich hätte bilden können?

Nirgends, wenn die Geschichtsschreiber recht hätten, die nur die offenen Völkerwanderungen kennen. Doch außer den offenen gibt es auch noch stille Völkerwanderungen, die sich im Dunkel vollziehen, so langsam und so leicht, daß kein Geschichtsbuch ihrer bisher achtete. Es wird Zeit, das nachzuholen. Von einem Jahrzehnt zum andern werden die stillen Völkerwanderungen den alten Stammrassen immer gefährlicher, sie geben ihnen ins Blut ein wie ein unsichtbares Gift, und die Zerlegung muß kommen, wenn beizeiten nichts geschieht zur Abwehr.

Wir haben schon heute einen sehr merkbaren Fall von Wirken einer solchen stillen Völkerwanderung. In den volkreichsten Städten der alten und der neuen Welt ist es zur Bildung kleiner japanischer und chinesischer Kolonien gekommen, von einem Umfang bisweilen, daß sie ganze Stadtviertel sich aneignen konnten. Sie kamen nicht wie die Völkerzüge von einst in Massen daher, und nicht im offenen Kampf. Einzelne oder gruppenweise schlichen sie sich ein, ganz harmlos, ganz unscheinbar. Durch die Stetigkeit ihres Eindringens aber erregten sie reichlich, was ihnen an der Wirkungskraft eines offenen Vorstoßes zunächst abging. Das Gerüchte der großen Städte gibt ihnen die Möglichkeit, auf mannigfache Weise sich und ihre Art zu verfeinern und ihre minderwertigen Zustände zu übertragen. Im bedrohlichsten Kulturgebiet, den Vereinigten Staaten, hat man ihre Gefahr endlich erkannt. Man ist dabei, Deiche zu errichten auch gegen diese stille Völkerwanderung, die eine offene sonst vorbereiten könnte.

Die Gelben sind es nicht allein. Wie die Erfahrung lehrt, bieten die Tiefen der Industriebezirke das beste Sammelbecken zum Einströmen stiller Völkerwanderungen. Hier machen sie sich auch bei uns an mehr als einer Stelle fühlbar. Von Süd und Ost tröpfelt und sickert das zu, unablässig. Schon hat es einen Bodenzug gebildet, der gegen die überlagernde Masse wie ein Nichts ausseht, mag, den aber alle zu kosten bekämen, wenn erst einmal das Ganze durcheinandergeschüttelt werden sollte.

Auch davon weiß schon die Geschichte. Nicht mit Unrecht hat man die französische Revolution einen Kampf genannt, bei dem siegreich blieb, was in der Tiefe sich durch viele Geschlechter hindurch ansammeln konnte. Eine europäische Revolution in ferner Zukunft wäre denkbar, die das im Großen wiederholte. Der Anarchismus und seine überall wühlenden Anhänger sind eine erste Warnung. Nicht weniger ist es das immer unändigerer Apachenwesen Frankreichs, und das getanzte und gemalte Apachentum, das sich im Voraus auch bei uns breit machen dürfte, ist ein Beweis, daß wir keineswegs frei sind von der allgemeinen Gefahr.

Zurück zu Belgien und seinen Schrecken. Kein Land Westeuropas ist so verflucht von den unterirdischen Mienen der Industriekultur wie eben Belgien. In den Tiefen des „schwarzen Landes“ hat es sich abgesetzt in einer ganzen breiten Schicht, der Auswurf fremder Rassen, die Bestialität einer fernem, kaum zur Menschheit gebührenden Urzeit. Das quillt nun hoch, da es einmal durcheinandergeschüttelt wurde, und weissen es fähig ist, das künden laut die verflümmelten Körper und die leeren Augenhöhlen so vieler unserer Besten.

Romanische oder germanische Volksbestandteile will man solcher Greuel zehen? Nein, so hat die christianisierte weiße Rasse nie gehandelt. Hier kommt etwas zum Durchbruch, was aufeuropäisch ist und niederrassig. Nicht Eingeborene, Ureinwohner des Landes benahmen sich so, sondern fremde Rassenandränglinge. Es ist unser gutes Haus- und Herrenrecht, wenn wir auch künftig mit eiserner Härte auf sie niederfahren. Sie müssen vertilgt werden wie die hunnischen Rosaken, und den Unseren kommt der Platz zu, der an ihrer Statt dann frei wird.

Was kostet der Krieg?

Das graufige Ringen, das jetzt tobt, ist in der Kriegsgeschichte der Menschheit ohne Beispiel. So viel man auch blättert und wo man auch sucht, ob im frühesten Altertum, im Mittelalter oder in der Neuzeit, nirgendwo finden sich Zahlen, die jenen gleichen, mit denen heute zu rechnen ist. 450 Millionen Menschen bewohnen Europa. 336 Millionen, also rund drei Viertel, befinden sich im Kriegszustand. 20,4 Millionen stehen als Soldaten im Feld. Und die neutralen Staaten haben etwa 2 Millionen Soldaten mobilisiert, um ihre Grenze zu schützen. Im Kriege kostet jeder Soldat seinem Lande nach den Erfahrungen früherer Kriege, einschließlich der Kosten der Kriegsführung selbst, täglich 8 Mark. Folglich kostet der jetzige Krieg Europa tagaus tagein rund 180 Millionen. Davon entfallen auf Deutschland 41, auf Österreich-Ungarn 33, auf Rußland 48, auf Frankreich 32 Millionen. In den ersten Wochen werden die vollen Summen noch nicht erreicht. Sie schwellen langsam an und erreichen ihren Höhepunkt, sobald alle Truppen im Felde stehen. Treten im Verlauf des Krieges an irgend einer Stelle größere Schwierigkeiten auf, die besondere Maßnahmen für Verpflegung, Munitionszufuhr usw. nötig machen, so können die obigen, als Durchschnitt zu verstehenden Beträge leicht noch überschritten werden. Nimmt man die Tagessumme von 180 Millionen, die trotz der naturgemäß nicht sehr sicheren Vermittelungsmethode ein gutes Bild der ungeheuren wirtschaftlichen Wirkung dieses Krieges gibt, als Grundlage für weitere Berechnungen, so ergibt sich, daß der Krieg, wenn er ein halbes Jahr dauert, Europa rund 33 Milliarden kostet. Zwei Drittel dieser Summe sind nach den Erfahrungen der bisherigen Kriege als dauernd vermindert zu betrachten. Reicht man die durch den Krieg 1870/1871 verursachte Wertminderung zum Vergleich heran, so ergibt sich, daß der gegenwärtige Krieg etwa 16 mal schlimmer ist. Diese Tatsache wird man jedoch in ihrer Wirkung leicht überschätzen, wenn man vergißt, daß die in Betracht kommenden Länder heute außerordentlich reicher sind, als vor 40 Jahren, so reich, daß die erwähnte Mies-

summe nicht allzu schwer aufzubringen ist. Deutschland erzeugt jährlich für etwa 20 Milliarden Mark Waren. Sollte es also — das wäre der ungünstige Fall — die Hälfte der gesamten Kriegskosten zahlen müssen, so hätte es 8 Jahre lang 10 Prozent seiner Produktion dafür zu verwenden. Das wäre natürlich eine schwere Last, die aber immerhin getragen werden könnte. Sollten aber, wie zu erwarten ist, unsere Gegner die Kosten zu bezahlen haben, so müssen sie 10 Jahre lang rund 7,5 ihrer Gesamtproduktion dafür zurückerstatten. Frankreich würde in diesem Falle möglicherweise verarmen, weil Rußland, sein Hauptquartier vermutlich hartnäckig machen würde. Die bevorstehenden Verluste an Menschenmaterial sind weit schwieriger zu berechnen. Nimmt man die Verhältnisse beim letzten Balkankrieg als Maßstab, so erhält man als verlässliche Verlustziffern für die französisch-englisch-russische Armee 1,4 Millionen Verwundete und 350.000 Tote, für die deutsch-österreichische Heere 900.000 Verwundete und 300.000 Tote, insgesamt also 2,3 Millionen Verwundete und 650.000 Tote. Dabei ist von den Verlusten durch Epidemien, die sich naturgemäß jeder Schätzung entziehen, völlig abgesehen. Das Auftreten von Epidemien ist aber auch angesichts der ausgezeichneten sanitären Einrichtung der modernen Heere ziemlich unwahrscheinlich. Vor allem werden die deutsch-österreichischen Truppen kaum damit zu rechnen brauchen, während auf der gegenüberliegenden Seite Rußland immerhin zu einigen Bedenken Anlaß gibt.

Ein amerikanisches Urteil.

Aus den Vereinigten Staaten kommen jetzt die ersten Drucksachen herüber, in denen amerikanische Urteile auf Grund einer vollkommenen Orientierung über die Entstehung des europäischen Krieges enthalten sind. So schreibt H. Johnson, der bekannte Finanzpolitiker aus New York, in einem als Separatdruck verandten Artikel über die Wirkungen des Krieges auf das amerikanische Wirtschaftsleben (in Uebersetzung):

„Wer hat den Krieg verursacht? — Der Deutsche Kaiser, der 25 Jahre lang so oft seine Hand als Friedensstifter bewährt hat, und dem sogar unser Carnegie zugestand, daß er ein Fürst des Friedens sei? Der Kaiser, der bis zum aller letzten Tage sein Neuhochversteht den Krieg abzuwenden, und der seine Bemühungen nur deshalb aufgab, weil er zu seinem Bundesgenossen zu stehen hatte? Wollen wir auf ihn als den Urheber unserer Sorgen blicken? — Schwerlich! Die eigentliche Ursache des großen Krieges liegt bei Rußland, insofern als es erklärte, seinen slawischen Brüdern in Serbien gegen Österreich helfen zu wollen. Und was unsere amerikanischen Sorgen anbetrifft, so haben wir weder nach Deutschland noch nach Rußland zu schauen, sondern nach England.“

Würde der deutsche Kaiser freie Hand gehabt haben, so würde, trotz dem Kriege, das Meer offen sein und keine Störung des Seehandels bestehen. Aber das würde England nicht passen. England hält seine einzigartige Stellung als Beherrscherin der See (und damit des Welt Handels) nicht so sehr durch seine enorme Flotte aufrecht als vielmehr durch das niedrige, verachtungswürdige Mittel der Seeräuberei. Man schalte dies aus, und der Kern der englischen Wachstumsstellung ist dahin.“

Nach einer Würdigung des englischen Vorgehens zur See sagt der Verfasser zum Schluß: „Wir müssen uns gegenwärtig halten, daß England es ist, das sich hartnäckig jedem Fortschritt in dieser Richtung widersetzt.“ — „Wir wollen nicht vergessen, daß die Bedrückung unseres Handels, obwohl dem deutschen Kaiser zugeschrieben, lediglich durch die seeräuberische Taktik Englands verursacht ist. Und wenn uns die Schrecken des europäischen Krieges an mittelalterliche Zeiten gemahnen, so macht Englands rücksichtslose Bekriegung des Handels und Verkehrs die an sich schlimmen Zustände noch schlimmer.“

Ohne Englands Wirken würde weder Rußland noch Frankreich mobilisiert haben, und wir würden nicht diesen entsetzlichen europäischen Krieg haben, noch auch würden wir selbst uns in dem bellagierten Dreipressionszustand befinden, unter dem wir jetzt leiden.“

Wehe Dir, England!

„Allen Deutschen spreche ich aus der Seele mit dem Ausrufe: Wehe Dir, England! Aber ich weiß, daß ich damit auch Hundertausende von Engländern aus der Seele spreche.“ Mit diesen Worten beginnt der Geh. Ober-Regierungsrat Dr. Freund, Direktor im preussischen Ministerium des Innern, eine nach Form und Inhalt gleich ausgezeichnete Darlegung, die sich mit dem Verhältnis Englands zu seinen Verbündeten und mit der Schädigung des englischen Prestige durch den von England selbst rücksichtslos herausgeschworenen Krieg beschäftigt. Nicht nur, weil er die Auffassung maßgebender amtlicher Kreise wiedergibt, sondern auch weil er die Abrechnung mit England, die das deutsche Volk in allen seinen Teilen herbeisührt, als eine Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit, als eine unerlässliche Vorbedingung der Wiederkehr des Friedens für alle Zukunft nachweist, verdient dieser Aufsatz des Geheimrats Dr. Freund angelegentlichste Beachtung.

Die Feindschaft und Treulosigkeit der englischen Regierung ist keineswegs nur gegen Deutschland gerichtet. Mit dem letzten Rest des Schamgefühls, der ihm noch zu Gebote stand, hat der englische Staatssekretär des Auswärtigen Grey in seinen öffentlichen Reden verneinend, das Moskowitertum als den Verbündeten Englands zu erwählen. Nach den ersten kraftvollen Schlägen, die Deutschland ausgeteilt hat, erfolgte die Londoner Erklärung, durch die Frankreich und Rußland verpflichtet wurden, gemeinsam mit England Frieden zu schließen. Im umgekehrten Verhältnis zu dieser ihnen auferlegten Verpflichtung steht die militärische Hilfe, die England seinen Verbündeten gewährt. Geheimrat Dr. Freund weist darauf hin, daß das

englische Expeditionskorps von 100.000 Mann bei der Zahl der kämpfenden deutschen und französischen Truppen ein nichtigender Faktor ist. Mit Recht weist er angesichts der Ankündigung Lord Rithenens von einer Nachsendung weiterer 500.000 Mann die Frage auf: „Kann denn im Ernst eine solche rasch eingeleitete und ebenso rasch wie ungenügend ungeübte Mannschaft, selbst wenn sie den Weg zu den vereinigten Heeren noch offen finden sollte, einer in allen militärischen Dingen so hoch stehenden und siegesgewohnten Truppenmacht wie der deutschen gegenübergestellt werden? Wir würden einen solchen Nachschub mit den köstlichen Bildern der Rekruten Halstücher in Shakespeares „Heinrich IV.“ in Vergleich stellen müssen.“ Dann die englische Flotte. Keinen Finger rührt sie, um den Verbündeten zu Hilfe zu kommen: Hält England Frankreich gegenüber wenigstens noch den Schein der Hilfe aufrecht, so läßt es Rußland gegenüber auch diese Maske fallen; laßt es über Frankreich hinter der Maske, so laßt es über Rußland ohne Maske. Es ist eine auf der Hand liegende Wahrheit, daß England wirksame Hilfe nur mit der Flotte leisten könnte. Aber für das Wohl seiner Freunde Frankreich und Rußland ist ihm der Einsatz seiner Flotte zu teuer. Mit zynischer Offenheit spricht es aus, daß eine Seeschlacht mit Deutschland ihm mehr Schiffe kosten würde, als den Anforderungen seiner Seegeltung zuträglich sein könnte.“

Diese nackten Tatsachen müssen endlich Franzosen und Russen die Augen öffnen über Englands Spiel. Sie müssen endlich erkennen, daß sie einem Betrüger in die Hände gegangen sind. Unter dem Vorwand der Hilfe nutzt er ihre Notlage aus und hofft wie ein Wucherer sich die Tischen zu füllen, wenn seine Opfer zusammengebrochen sein werden.“ Damit ist die innerste Absicht der englischen Politik offenbart. England geht darauf aus, nicht bloß seinen Feind Deutschland, sondern auch seine Freunde Frankreich und Rußland zu schwächen und auf den Trümmern der drei mächtigsten europäischen Mächte seine Alleinherrschaft in Europa zu begründen. Das ist das hinterlistig-verbrecherische Spiel, das England spielt. Aber die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Wer wird künftig nach diesen Erfahrungen Englands Hand ergreifen? Es wird wie Lady Macbeth vergebens daran walchen, den moralischen Schmutz zu tilgen. Wehe Dir, England!

Aber auch: Wehe der englischen Volkswirtschaft! Deutschland ist sehr wohl imstande, sich von dem Bezug englischer Erzeugnisse unabhängig zu machen. Das gilt sowohl für englische Tuche wie für die englische Kohle. Ebenso würde es leicht sein, viele Bedarfsartikel, die wir bisher aus Uebersee über England bezogen, durch eigene Erzeugnisse zu ersetzen. Der Direktor der Deutschen Bank von Hannover hat kürzlich in einem besondern Artikel näheres darüber gesagt. Geheimrat Dr. Freund kann versichern, daß einflußreiche Kreise in Deutschland sich mit dem Gedanken einer mächtigen Vereinsorganisation tragen, die die Sperrung des deutschen Marktes gegen die englischen Waren durchführen soll. Und so bietet uns England das Bild des Toren, der die Henne schlachtet, die ihm die goldenen Eier legte. Wehe Dir, England!

Und zum dritten: Wehe Dir, England, weil es, indem es, im schärfsten Gegensatz zu der einstigen „splendid isolation“, Frankreich, Rußland, Belgien und Japan zum Kriege gegen Deutschland aufbietet, indem es die deutschen Kabel zerstört, um die öffentliche Meinung hermetisch gegen die Wahrheit abzusperren, der Welt seine Schmach offenbart. „Aber“, so schließt Geheimrat Freund seine vorerzählten, wegen ihrer abgeklärten Ruhe und strengen Sachlichkeit überaus wirkungsvollen Ausführungen, „die Wahrheit kommt ans Licht. Wir und die Welt werden aber bald noch klarer sehen. Wir werden mit der Lady Murray erkennen, daß England durch seine Kriegsbeteiligung einem der gefährlichsten Bürgerkriege seiner Geschichte aus dem Wege gehen wollte, der sich aus der Homerule-bill für Irland ergeben und in seinem Verlauf eine Krise für die englische Krone gebracht haben würde.“

So steht das stolze England, das mit seinem Namen und seiner Macht die Welt zu beherrschen wählte, am Rande eines Abgrundes. Das kann auf die Dauer auch seinen Freunden und Verbündeten nicht verborgen bleiben. Das deutsche Volk aber würde es als ein Werk der göttlichen Gerechtigkeit preisen, wenn dem europäischen England, das aus Habgier und Herrschgier die höchsten Menschheitsideale verraten hat, die verdiente Züchtigung zuteil würde, wenn die Welt, befreit von der englischen Zwingherrschaft, frei aufatmen und zum Segen der Menschheit fortan im freien Wettbewerb die Kräfte regeln könnte.

Englands Schuld am belgischen Elend.

In zwölf Tagen ward eine der stärksten Festungen der Welt im Sturm genommen. Die neben Hamburg größte Hafenstadt des europäischen Festlandes ist in deutschem Besitz. Bis zuletzt setzten die Belagerten ihre Hoffnungen auf neuen Huzug englischer Truppen. Etwa 6000 Engländer hatten sich an den letzten blutig zurückgewiesenen Ausfällen aus der Festung beteiligt. Da ist wenig gegenüber der Schwere der Verantwortung, die England für alle von Kriegsbeginn an über das belgische Volk heringebrochenen Leiden trifft. England hat Belgien in den Krieg gekehrt und unmittelbar so gut wie nichts unternommen, um dem unglücklichen Lande beizustehen. Die große Zahl von Toten und Verwundeten, die zerstörten Städte und Dörfer, die Zehntausende von Flüchtlingen, die das benachbarte Holland überschwemmen, hat England auf dem Gewissen. Die dokumentarischen Beweise dafür liefern die von der englischen und der belgischen Regierung veröffentlichten Aktenstücke.

Nach dem kürzlich erschienenen belgischen Graubuch ließ Sir Edward Grey am 31. Juli in Brüssel wissen, er erwarte, daß Belgien mit allen Mitteln seine Neutralität verteidigen werde. Am selben Tage erklärte er nach dem englischen Blaubuche dem französischen Botschafter Paul Cambon in London: „Die Aufrechterhaltung der

Neutralität Belgiens kann bei der Festsetzung unseres Verhaltens, ich will nicht sagen ein entscheidender, aber doch ein wichtiger Faktor werden." Einen Tag darauf lehnte es derselbe Gey gegenüber dem deutschen Botschafter in London ab, Englands Neutralität für den Fall zu versprechen, daß Deutschland die belgische Neutralität respektiere! Für diesen Widerspruch gibt es nur die eine Erklärung, daß England auf Grund seines Geheimabkommens von 1912 mit Frankreich entschlossen war, am Kriege teilzunehmen, und daß es zur Rechtfertigung dessen vor der öffentlichen Meinung in England als scheinbaren Kriegsgrund die Verletzung der belgischen Neutralität brauchte. Denn nun konnte es als Verteidiger geblitzter Völkerrechts, als Beschützer der kleinen Nationen auftreten.

Zweimal hat Deutschland Belgien angeboten, seine Unabhängigkeit mit seinem Territorialbesitz zu garantieren, das eine Mal vor dem Einmarsch der deutschen Truppen, das andere Mal nach dem Fall von Lüttich. Die viel Glend hätte die belgische Regierung ihrem Lande erspart, wenn es der englischen Auffassung nicht nachgegeben und auf die englische Hilfe nicht vertraut hätte. Nicht Wohlwollen für die kleinen Staaten hat die englische Politik geleitet, sondern die alte Methode, der jeweiligen stärksten Macht auf dem europäischen Festlande im geeigneten Augenblick durch Koalitionen mit anderen Mächten den Garaus zu machen.

Dermittliches.

Die Angst vor den deutschen „Brummern“. Auf eine fast rührende Weise sucht „Meutens Büro“ in einer Meldung von Paris nach London den Schrecken vor dem deutschen 42-Zentimeter-Geschütz zu vermindern, indem es berichtet: „Ein Artillerieoffizier, der in der Front steht, erklärte, diese Geschütze wirkten nur vernichtend, wenn sie unter günstigen Bedingungen aus größerem Abstand angewendet würden. Aber da der Transport schwierig sei, seien diese Bedingungen selten vorhanden. Ferner platzen die Granaten immer zu früh, zu spät oder gar nicht. Die Franzosen hätten bald herausgefunden, wie sie sich dagegen zu verhalten haben.“

Dann war es wirklich über die Waffen lebenswichtig von den Franzosen, daß sie von dieser ihrer Entdeckung keinen Gebrauch gemacht haben. Der Trost, daß die 42er „nur aus größerem Abstand vernichtend wirkten“, dürfte selbst auf sehr laienhafte Laien wenig beruhigend wirken. Eben für größere Entfernungen, die ja immer leichter zu haben sind, als nähere Entfernungen, sind diese niedlichen Schießzeuge ja gebaut. Daß die Granaten immer zu früh, zu spät oder gar nicht platzen, ist wiederum ein wahres Glück für die Franzosen und Belgier; denn wenn schon einer dieser mickrigen Schiffe genügt, um ein bisher für uneinnehmbar und unzerstörbar gehaltenes Fort zu zerstören und die von unseren Feinden mit Entsetzen geschilderten Wirkungen hervorzurufen, — wie würde es den Aermsten erst gehen, wenn die Granaten richtig platzen? Was endlich die Schwierigkeiten der Beförderung betrifft, so sind diese 42er natürlich keine Spazierhähne. Aber wie Lüttich, Namur, Antwerpen und Verdun wissen, sind sie immer noch prompt und sicher dort eingetroffen, wo wir sie haben wollen. Wir fürchten sehr, daß die gewünschte beruhigende Wirkung des Meutenschen Trostes ausbleiben wird.

Eine Erinnerung. Meine Frau hat Gänse gekauft auf dem Wochenmarkt. Zwei Jungens stehen im Feld und müssen doch Spickbrüste haben, wozu sind sie sonst da? Der Wagen verlangt auch liebliche Heilmittel. Ein solcher Heilmittelkasten kostet gerade so viel, wie nach der Meinung der Engländer ein Pfund Butter in Deutschland kostet, wiegt aber zwölf Pfund. Die wackere Landfrau, die die Gans verkaufte, legte meiner Frau dann noch sorgfältig eine Zeitung über den Marktfeld, die ich mir sofort aneignete, da ich alles Gedruckte durchschnüffeln, selbst ein hebräisches Buch, aus dem sich hübsche Etymologien zusammenstellen lassen. In der Zeitung nun, die vom 24. Mai 1913 stammt, fand ich folgende hübsche

Erinnerung an die Hochzeit unserer Kaiserin, zu der bereits der Friedensvertrag und der ebenfalls von Friedensgelüsten durchsättigte König Georg von England in Berlin anwesend waren. Dieser letztere sagte in einer Ansprache an die Abordnung der Berliner britischen Kolonie, die eine Begrüßungsadresse überreichte, folgendes:

„Die Königin und ich sind besonders erfreut, daß wir die Gäste des Herrschers dieses großen und befreundeten Volkes sind, um die Verbindung zweier junger Menschen zu feiern, die, wie wir mit Interesse, daß in so vielen verschiedenen Berufen meine Untertanen anzutreffen sind, die die Gastfreundschaft und die Annehmlichkeiten Berlins genießen. Durch Förderung und Aufrechterhaltung der freundlichen Beziehungen und des guten Einverständnisses zwischen Ihnen und der Bevölkerung der von Ihnen erwählten Heimat helfen Sie den Weltfrieden sichern, dessen Erhaltung mein innigster Wunsch ist, wie er auch das Hauptbestreben und das Hauptziel im Leben meines teuren Vaters war.“

Es ist in der Tat rührend, wie besorgt König Georg und sein teurer Vater Eduard um den Weltfrieden waren. Ich hätte aus Hochachtung vor beiden beinahe den Hut abgenommen.

Schumanntheater. Die gewaltige Erhebung des deutschen Volkes, die man bei der Mobilmachung erlebte, hat Franz Cornelius in der unterländischen Revue „Der Kaiser rief“ trefflich gezeichnet, die gegenwärtig im Schumanntheater aufgeführt wird. Die gefällige Musik von Rudolf Nelson und die witzigen Couplets, mit denen besonders Direktor Ludwig Mertens aufwartete, fanden beim Publikum stürmischen Beifall. Das Stück gefiel sehr bei der Premiere und hatte, da die einzelnen Rollen gut durchgeführt wurden, einen vollen Erfolg.

Berichte aus den Werkvereinen.

Bildungsausschuß der Chemischen Fabrik Griesheim-Elektron Griesheim a. Main.

Berichte über die Winterarbeit 1913/14.

Der Ausschuss verfolgt den Zweck, für alle Werkgelöhnte (zirka 2500) gute Unterhaltung und belehrende Vorträge zu veranstalten und ist an den Rhein-Mainischen Verband angeschlossen. Für die Vorträge wird ein Eintrittsgeld von 10 Pfg., für die Theateraufführungen ein solches von 20 Pfg. erhoben. Zur Verfügung steht ein Saal für 400 Personen. Es fand durchschnittlich jede Woche eine Vorstellung statt und zwar 6 Theateraufführungen durch das Rhein-Mainische Verbandstheater: Rabale und Liebe von Schiller, der eingebildete Kranke von Molière, Der Meinheitsbaur von Angenruber, Der Vögel von Hauptmann, Die fünf Frankfurter von Köhler, Die lustigen Weiber von Windsor von Shakespeare; ein Vortragsabend mit Darbietungen der Frankfurter Triovereinigung (Matossi, Schuberth, Peters), Gesangsvorträgen von Fräulein Vogt und einem einleitenden Vortrag von Herrn Dr. C. Brandt; ein Hebelabend mit Vortrag von Herrn Professor Hillmann und Rezitationen Hebbelscher Dichtungen durch Herrn und Frau Auerbach; zwei kinematographische Abendvorstellungen mit belehrendem und heilerem Inhalte. Bei den bisher genannten Veranstaltungen war der Saal jedesmal vollbesetzt. Bei den nun folgenden Vorträgen ist die Besucherzahl in Klammern beigefügt. Fräulein Eicherich, der Rhein mit seinen Kunstdenkmälern (231); Herr Hassinger, die Aufgabe der Familie gegen Schmutz und Schund in Wort und Bild (137); Herr Saß, die Geheimnisse der Fauberei mit Aufklärungen (305); Herr Fischer, die Ursachen der Erdbeben (215); Herr Dr. Bücheler, das Wesen der Krankheiten (168); Herr Professor Niehaus, Deutschland vor 100 Jahren (210); Herr Dr. Büttner, der Phonograph (158); Herr Dr. Geyson, Reiseerlebnisse in den Balkanstaaten (213); Herr Professor Th. Hegler, Erziehung in Schule und Haus (199); Herr Professor Bender, eine Reise durch die Sternennwelt (228); Herr G. Volk, deutscher Wig und

Humor (226); Herr Pfarrer o. D. G. Becker, 17 Jahre im fernen Erdteil Australien (208). Da diese Veranstaltungen sich durch das geringe Eintrittsgeld nicht selbst tragen können, so war ein Zuschuß der Firma notwendig, die ihren Arbeitern und Beamten dadurch einen wertvollen Dienst geleistet hat.

Nächste Vorstandssitzung findet Montag den 19. dieses Monats nachmittags 6 Uhr im Werkvereinsbüro (Bartenstraße 28) statt.

Werkverein der Chemischen Fabrik Griesheim-Elektron. Im Dienste des Vaterlandes auf dem Felde der Ehre gefallen ist unser allseits geliebter und geschätzter Kollege

Valentin Kehl

Er war seit Gründung Mitglied unseres Vereins und wird durch seine gute und edle Gesinnung, sowie sein lebenswürdiges Wesen und unvergänglich sein.

Der Vorstand.

Spielplan der Frankfurter Theater.

	Opernhaus	Schauspielhaus	Neues Theater
Samstag 17. Oktober	7 Uhr „Lambsäule“ Im Abonnement Gew. Preise.	1/8 Uhr: „Die Alten Jungen.“ Im Ab. kleine Preise.	8 Uhr (Umschreibung) Der Querschnitt Ab. B
Sonntag 18. Oktober	7 Uhr „Postmanns Erzählungen“ Im Abonnement Gewöhnl. Preise.	1/4 Uhr „Die verurteilten“ Außer Ab. besonders erm. Pr. 1/8 Uhr „Das Volk in Waffen“ Außer Ab. kleine Preise.	8 1/2 Uhr „Die goldene Kugel“ Außer Ab. Ab. B.
Montag 19. Oktober	Geschlossen.	1/8 Uhr „Gott und Schwerk“ statt „Vogel von Verdingungen“ Im Abonnement kleine Preise.	8 Uhr „Das Rastantenmädchen“ Auß. Ab.
Dienstag 20. Oktober	7 Uhr „Der Troubadour“ Im Ab. kl. Pr.	1/8 Uhr „Die Alten Jungen“ Im Ab. kl. Pr.	
Mittwoch 21. Oktober	Geschlossen.	1/8 Uhr „Das Volk in Waffen“ Im Ab. kl. Pr.	
Donnerstag 22. Oktober	1 Uhr „Cavalleria rusticana“ Hierauf „Der Ueberfall“ Im Ab. Gew. Preise.		

Albert Schumann-Theater.

Jeden Abend 8 Uhr die große Revue mit Musik

„Der Kaiser rief...“

Unterseeboote.

Dom Reichsmarine-Amt genehmigt!

Das moderne Unterseeboot besteht aus einem röhrenförmigen inneren Teil zur Aufnahme der Mannschaften und Maschinen und aus einer äußeren Hülle, welche beide aus kräftigem Panzerstahl hergestellt sind. Der Zwischenraum ist in Kammern eingeteilt, in die beim Untertauchen Wasserballast eingelassen wird. Ein Teil der Kammern dient auch zur Aufnahme des flüssigen Brennstoffes. Durch eine wasserdichte zu verschließende Öffnung, Luke genannt, gelangt die Besatzung in das Innere des Schiffes. Der zur Auffrischung der Lebensluft nötige Sauerstoff wird in komprimierter Form in Stahlzylindern mitgeführt. Ebenso ist auch Preßluft vorhanden, welche zum Ausblasen des Wasserballastes beim Aufsteigen sowie auch zu anderen Zwecken benutzt wird.

Das Eintauchen sowie auch das Wiederaufsteigen werden noch erleichtert und geregelt durch besondere Horizontalruder, die ähnlich wirken wie die Höhensteuer unserer Luftschiffe. Ist genügend Wasserballast in die Kammern eingebracht, so stellt man die Horizontalruder schräg nach oben und bringt dadurch das Boot zum Sinken. Ist die gewünschte Tiefe erreicht, so werden die Ruder wieder wagerecht eingestellt. Die Ruderflächen verhindern dann durch den Widerstand, den sie auf die unterliegenden Wassermassen bei einer vertikalen Bewegung des Bootes ausüben, ein weiteres Sinken. Immerhin dauert es 3–5 Minuten, wenn das Boot an einer Stelle senkrecht eintauchen soll. Wesentlich schneller kann es dagegen bei voller Fahrt im Wasser verschwinden. Werden nämlich die vorderen Horizontalruder während der Fahrt schräg nach abwärts eingestellt, so mindert sich hier der Widerstand des Wasser-

druckes von unten. Gleichzeitig wird durch das von oben her auf die oberen Ruderflächen aufsprallende Wasser das Boot hier nach abwärts gedrängt, senkt sich infolgedessen und schießt schräg abwärts in die Tiefe hinunter. Auf diese Weise kann es innerhalb einer halben Minute unter dem Wasserspiegel verschwinden. Dies Manöver ist aber sehr gefährlich, da das Boot leicht zu tief hinuntertauchen und im flachen Wasser auf den Boden bezw. in zu große Tiefe geraten kann. Es ist daher hierbei mit besonderer Aufmerksamkeit zu verfahren. Durch schräges Aufwärtsrichten der vorderen Ruder kann das Boot ebenso schnell wieder emporsteigen, da jetzt der Druck des durchschnittenen Wassers gegen die Ruder nach oben wirkt und das Vorderteil des Bootes emporwirft. Das Schiff schießt dann im Bogen wieder zum Meerespiegel empor. Wird gleichzeitig ein hinreichender Teil des Wasserballastes abgelassen, so kann es seine Fahrt über Wasser fortsetzen.

Fährt das Schiff unter Wasser, so kann sich die Besatzung ohne besondere Hilfsmittel nicht orientieren. Die ältesten Tauchboote hatten zu diesem Zweck ein oder mehrere runde Fenster von etwa 50 cm Durchmesser. Diese bilden jedoch ein sehr mangelhaftes Hilfsmittel. Unter Wasser kann man durch dieselben nur in unmittelbarer Nähe befindliche feindliche Schiffe oder sonstige Hindernisse, und zwar auch dann nur deren unteren Teil, sehen, da die Schwerkraft im Wasser nur gering ist und außerdem, infolge der Brechung und Reflexion der Lichtstrahlen, im Wasser von einer Orientierung betreffs der Gegenstände oberhalb des Wasserspiegels gar keine Rede sein kann. Die modernen Unterseeboote haben sich daher ein künstliches Auge, das sogen. Periskop (Umhauer) zugelegt. Dieses ist eine 3 bis 7 m lange Röhre von 10 bis 20 cm Durchmesser, die teleskopartig anziehbar ist. Am oberen Ende derselben ist ein Glasprisma angebracht, das alle Strahlen

senkrecht nach unten bricht. Durch Linien werden die Lichtstrahlen gesammelt und auf eine ebene Tischplatte geworfen, auf der, ähnlich wie in einer Dunkelkammer, ein Bild der Meeresoberfläche mit allen darauf befindlichen Schiffen und dergl. entsteht. Das Periskop ist entweder drehbar eingerichtet, um den ganzen Horizont bestreichen zu können, oder es ist bei neueren Apparaten mit 4 Objektiven ausgestattet, die ein Panorama der ganzen Umgebung auf die Tischplatte werfen. Auf Grund dieses Bildes erteilt der Kommandant seine Befehle und lenkt das Boot so in die Nähe der feindlichen Schiffe, um diese mit einem gut gezielten Torpedo in den Grund zu bohren. Der Torpedo ist nämlich die Hauptwaffe der Unterseeboote; dieselben besitzen zu deren Ausschleudung bis zu 8 und mehr Langrohrrohre.

Neuerdings rüstet man die Unterseeboote auch vielfach mit kleinen Geschützen aus, die einen während der Ueberwasserfahrt etwa unerwartet herankommenden Gegner so lange abwehren sollen, bis es dem Boot möglich ist, unterzutauchen. Außerdem sollen die Geschütze aber auch dazu dienen, feindliche Flugzeuge unschädlich zu machen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß solche von oben her selbst durch dicke Wasserfschichten hindurch ein Unterseeboot schon deutlich wahrnehmen können, während man von Deck eines Schiffes aus noch keine Spur von ihm sieht. Man sucht daher den Flieger möglichst durch einen gut gezielten Schuß unschädlich zu machen, ehe er seiner Flotte das Verannäheren der Tauchboote melden kann. Während der Unterseefahrt werden die Kanonen in besondere Kammern zurückgezogen, damit sie nicht die Reibung im Wasser vermehren. Wird ein Flieger gesichtet, so taucht das Boot schnell empor, automatisch bewegen sich die Kanonen aus den Kammern auf Deck und sind innerhalb einer halben Minute schußbereit.

Färberei Gebr. Röver, Frankfurt a. M. und Färberei Hugo Luckner (Inhaber Gebr. Röver), Leipzig,
chem. Waschanstalten Ca. 1000 Angestellte.
Chem. Reinigen und Färben von Damen-, Herren- und Kinder-Garderobe, Vorhängen, Decken, Teppichen, Portièren, Sellen, Spitzen, Handschuhen etc. etc.

Graph.-Anstalt Carl Ruppert
Frankfurt a. M.

Holzgraben 11a u. Töngeng. 40
Tel. Amt Hansa 3075 und 3076
Abt. I. Plandruckerei und Kartographie

Grossform, elektr. betr. Aluminium-
druckschneidpressen und Hilfsma-
schinen.

Abt. II. Techn. Photographie
und Phototypendruck,
Verkleinerungen und
Vergrößerungen.

Maschinenanfertigung als Einlagen in
Fachzeitschriften.

Abt. III. Lichtpausanstalt mit
elektr. Betrieb.

Grossformatige Lichtpaus-Ma-
schinen.

Abt. IV. Trockendruck: Rupa-
pausen auf jedes ge-
wünschte Papier.

Abt. V. Buchbinderei: Aufziehen
v. Plänen und Karten etc.
Druck und Vertrieb der im Auftrage
des Magistrats vom Tiefbauamt, Ver-
messungs-Inspektion hergestellten
geometrischen Stadtpläne von Frank-
furt a. M. und Umgebung.

Stahlschimmerfarbe schwarz

idealster, billigster Maschinen-Anstrich,
neuestes Produkt der
Frankfurter Lackfabrik G. m. b. H.
Frankfurt a. M.



Unser neues Geschäft

Leipzigerstrasse 45, Ecke Rohmerstrasse

ist eröffnet. Wir bieten in allen Artikeln eine grosse Auswahl und bringen nur gediegene solide Qualitäten zu billigen Preisen zum Verkauf.

Warme Unterkleider für unsere Krieger
in reicher Auswahl vorrätig.

E. Huth & Co.

jetzt Leipzigerstr. 45
Ecke Rohmerstrasse

Wir bitten um Beachtung unserer 8 Schaufenster.

Wilhelm Hemp
Buchdruckerei und Verlag
Leipzigerstrasse 56, Frankfurt a. M.-West, Telefon Amt Taunus 1701.
Drucksachen aller Art in feinsten und preiswerter Ausführung für den geschäftlichen u. privaten Bedarf. Reichhaltiges modernes Schriftens-Material.

Roheisen, Formsand
Giesserei Koks
Krampschütze
„Nator“ D.R.P.
Wilhelm M. Dubois
Frankfurt a. M.

Vereins- u. Fest-Abzeichen
Ehrenzeichen, Medaillen,
Münzen, Karneval-Orden.
Jörgum & Trefz
FRANKFURT a. M.
Königsartenstr. 17
Telefon Römer 504

M. Eck Nachfg.
Stempel- u. Schilder-Fabrik
Gravier-Anstalt
Frankfurt a. M.
Schäfergasse 10
Telef. Amt Hansa 1228
Detail-Verkauf:
Stempel-Eck
Liebfrauenstrasse 7
(Zeilpalast)
Tägliche Lieferung
• Exakte Arbeit •

Arbeits-Nachweis.

Wir teilen hierdurch mit, daß ab 1. Juli der Arbeits-Nachweis in Tätigkeit getreten ist und bitten unsere Mitglieder denselben bei Bedarf in Anspruch zu nehmen. Wir haben in der kurzen Zeit seit Bestehen des Arbeitsnachweises eine große Anzahl Stellen vermittelt und hoffen, daß derselbe von Arbeitgebern und Arbeitnehmern fortgesetzt in Anspruch genommen wird. Die Vermittlung geschieht vollständig kostenlos. Die Geschäftsstelle befindet sich Leipzigerstrasse 56, Frankfurt a. M.-West, Telefon Amt Taunus 1701.

H. Schröder
Telef. Hansa 5255 Battonnstraße 5 Eigenes Fuhrwerk
Kohlen, Koks, Holz, Brikets
sowie alle sonstigen Heizmaterialien in erstklassiger Qualität zu ringfreien Preisen.
Lieferant des „Werkvereins der Adlerwerke“ und anderer großer Korporationen. — In Referenzen.

Papier-Lager
Schreib-Materialien
Spezialität: Buchbinder- u.
Cartonnage-Papiere,
Packpapiere fürs Ausland.
J. Braunwart
Schnurgasse 52, Tel. A. 1, 5045
Frankfurt a. Main

Alte Wollaschen
werden zu dauerhaften Damen- und Herren-Büchereistücken, Teppichen, Decken, Läuferstoffen, etc. verarbeitet. Muster und Angebotspreisliste franco.
Woll & Co., Weberstr. 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Richard Pfister
Frankfurt a. M.-West

Telefon Amt Taunus 4274 Markgrafenstr. 7
Sanitäre, Gas-, Wasser- und Pumpen-Anlagen.
Zentral-Heizungen. Reparaturen prompt u. billig

Mitteldeutsche Rundschau

Organ der Werkvereine
in Frankfurt a. M. u. Umgebung.

Die „Mitteldeutsche Rundschau“ erscheint wöchentlich einmal und zwar Sonnabends. Sie kostet vierteljährlich 75 Pfg. einschließlich Beleggeld.

Geschäftsstelle: Frankfurt a. M., Weiß, Leipzigerstraße 36
Bank-Konto: Deutsche Bank, Frankfurt a. M.
Briefadresse: Mitteldeutsche Rundschau, Frankfurt a. M., Weiß
Telefon: Amt Taunus 1701.

Anzeigenpreis: Petitzeile 6spaltig 20 Pfg. im Reklameteil 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. Die Inseratenannahme wird Mittwoch geschlossen.

Nr. 43.

Frankfurt a. M., Sonnabend, den 24. Oktober 1914.

I. Jahrgang.

Sie wollen.

Von Rudolf Alexander Schröder.

Sie wollen dir das Land verwüsten,
Den Acker, der die Früchte trug.
Im Dunkeln schlich der scheele Trug:
Jetzt prunkt am offenen Tag ihr Lüften.

Sie kommen her von allen Enden,
Mordtadeln in verruchten Händen.
Auf, Brüder, helft dem Vaterland.
In eurem Blut erlischt den Brand!

Sie wollen dir das Brot entreißen,
Das deine Frau'n und Kinder nährt.
Der durch die blanke Scholle fährt,
Dir in der Sauf den Pflug zerfahnen.

Das Dach dir überm Haupte pfänden,
Dich als den Knecht der Knecht schänden.
Auf, Michel, haß du nicht dein Schwert?
Der ist ein Schuft, der sich nicht wehrt.

Sie wollen dir das Meer versperren,
Das donnernd deine Küsten legt;
Doch eh man sie in Fesseln schlingt,
Wird sich die freie Flut empören.

Sie wird, von innerem Dorn geschwollen,
Ein Berg, auf den Verräter rollen,
Bis all sein Wahn und seine Macht
Begraben liegt in grüner Nacht.

Sie wollen dir das Wort ermürgen,
Das dich mit deinen Nachbarn eint,
Daß du soweit die Sonne scheint,
Nicht Richter findest oder Bürgen.

Wenn sie mit unverschämtem Leugnen
Vor allen Völkern fälschlich zeugen,
Als wenn des deutschen Namens Ehr
Ein Kinderpoß geworden wär.

Sie wollen dich im Schlaf beschleichen,
Dich fesseln, eh du noch erwacht;
Nun hat Gott selber angefaßt
Dir im Zenit sein Flammenszeichen.

Dich angehaucht mit seinem Odem,
Daß durch den Lügenqualm und Brodem
Den ihre feige Tüde schuf,
Du hörest seines Herren Ruf.

Ich will, so spricht er, mit euch liegen:
Und wären sie ein solches Heer
Wie Laub im Wald, wie Sand am Meer,
Sie sollen euch nicht unterkriegen.

Bereitet winkt in meinen Hallen,
Für jeden Helden, der gefallen,
Des Vaterlands getreuer Sohn,
Ein Ehrenplatz vor meinem Thron.

Ich will, daß noch die Friedenstische
Mit grünem Schatt'n euch ergebt,
Daß, den ich selber hingeseht,
Des Deutschen Kaisers Stuhl nicht weiche.

Ich will mit euren Feinden schalten,
Bis sie gewahren und behalten
Für aller Völkertage Reiz,
Daß Gott die Selnen nicht verläßt.

Ueber Schußwaffen und Schußwunden im gegenwärtigen Kriege.

Von Geh. Rat Prof. Dr. R. Bruns-Zübingen, Generalarzt a. I. n.

S. R. G. Alle unsere Hoffnungen und Sorgen weilen bei unseren tapferen Kriegerern im Feindeslande, und auf aller Lippen liegt die bange Frage, welche Verluste sie durch die feindlichen Waffen erleiden werden. Während der langen Friedensjahre sind ja die Kriegswaffen aller Mächte so außerordentlich vervollkommen worden, daß vielfach die Befürchtung laut geworden ist, der gegenwärtige Krieg werde, im Vergleich zu unserem letzten Kriege mit Frankreich, eine erschreckend starke Vermehrung der Opfer an Toten und Verwundeten bringen. Allein glücklicherweise ist die Zahl dieser Opfer nicht allein von den Fortschritten der Waffentechnik abhängig. Denn diese haben alsbald Änderungen der Kriegstatistik im Gefolge, welche die Verluste vermindern. Auch sind keineswegs alle Verbesserungen der Feuerwaffen dazu angetan, die Verluste zu vermehren, sondern können zum Teil sogar die Verwundungsfähigkeit herabsetzen (Verkleinerung des Kalibers, Mantelgeschosse). Endlich ist unsere heutige Wundbehandlung und Verwundetenpflege imstande, unzählige Verwundeten zur Heilung zu bringen, die früher von mörderischen Wundkrankheiten dahingerafft worden sind.

Ich will versuchen, die bisher bekannten Tatsachen und Erfahrungen über die Wirkung der gegenwärtigen Kriegswaffen zusammenzufassen, um Anhaltspunkte über die voraussichtlichen Verluste im Vergleich zu unserem letzten Kriege zu gewinnen. Vielleicht gelingt es diesen Ausführungen, manche übertriebenen Befürchtungen zu beschwichtigen.

Werden wir zuerst einen raschen Blick auf die Handfeuerwaffen der kriegsführenden Mächte. Denn in allen Kriegen machen die Verwundungen durch Infanteriefeuer im Vergleich zu denen durch Artilleriefeuer den Hauptanteil, 70–90 Prozent, aus. Diesen gleich zu achten sind die Verwundungen durch Maschinengewehre, welche dieselben Geschosse verfeuern. Die Verwundungen durch blanke Waffen betragen stets nur 1–2%.

In den letzten großen Kriegen hatten

Deutsche	1870/71	Verluste durch Gewehrfeuer	89%
		Artilleriefeuer	8,2%
Franzosen	"	Gewehrfeuer	70%
		Artilleriefeuer	25%
Russen	1904/5	Gewehrfeuer	85,7%
		Artilleriefeuer	11,3%
Japaner	"	Gewehrfeuer	76%
		Artilleriefeuer	15%

Aus diesen Zahlen läßt sich auch sehr anschaulich die eheerue Regel entnehmen, daß eine Truppe von derjenigen Waffe, in der sie unterlegen ist, schwerere Verluste erleidet. Im Krieg 1870/71 war die deutsche Artillerie der französischen überlegen, dagegen das deutsche Infanteriegeschütz entschieden unterlegen. Es war das Blindnadelgewehr — Kaliber 15 mm, Anfangsgeschwindigkeit 200 ms, Schußweite 800 m — und stand dem französischen Chassepotgewehr gegenüber — Kaliber 11 mm, Anfangsgeschwindigkeit 420 ms, Schußweite 1800 m —, das auf mehr als die doppelte Entfernung reichte!

Gegenwärtig sind die kriegsführenden Mächte mit ziemlich gleichartigen Handfeuerwaffen ausgerüstet. Es sind Kleinkalibrige Repetiergewehre mit rauchschwachem Pulver und Mantelgeschossen, die anstatt der früheren zylindrisch-rundköpfigen Form neuerdings in den meisten Heeren die Form der „Spitzgeschosse“ (S. Geschosse) haben. In einzelnen haben die Geschosse der kriegsführenden Mächte folgende Besonderheiten, die für die Verwundungen von Belang sind.

Deutschland: Gewehre 98 Kaliber 7,9. S. Gesch. aus Hartblei mit nickelkupferplattiertem Stahlmantel. Länge 28 mm, Gewicht 10 g. Anfangsgeschwindigkeit 885 ms. Schußweite 4500.

Österreich: Männlicher Kal. 8 mm. S. Gesch. Anfangsgeschwindigkeit 860 ms.

Frankreich: Lebel M. 86/93. Kal. 8 mm. (Das schlechteste Gewehr aller Großstaaten, weil Bordernachtsmagazin und daher jede Patrone einzeln geladen werden muß.) S. Gesch. aus massivem Kupfer mit galvanischem

Kupferüberzug (Metallvergiftung im Körper ausgeschlossen!) Länge 39,2 mm, Gewicht 12,8 g. (Mit einem feinen schwarzen Streifen an der Stelle der Einfügung in die Hülse: harmloser Lackring zur Dichtung!) Anfangsgeschwindigkeit nur 720 ms, daher geringere Rasanz in nahen und mittleren Entfernungen.

Rußland: Mosim M. 91. Kal. 7,6. S. Gesch. 25 mm lang, 9 g schwer. Anfangsgeschwindigkeit 860 ms.

England: Lee Enfield. Kal. 7,7 mm. Mantelgesch. zylindrisch-rundköpfig, mit Nickelkupfermantel. Länge 31,5 mm, Gewicht 14 g. Anfangsgeschwindigkeit 713.

Belgien: Mauser M. 89. Kal. 7,6 mm. Gesch. zylindrisch-rundköpfig, mit Nickelkupfermantel. Länge 30 mm, Gewicht 14 g.

Die Spitzgeschosse zeichnen sich durch leichteres Gewicht, höhere Anfangsgeschwindigkeit, stärkere Rotation, größere Rasanz und Schußweite aus. Wie die Erfahrungen mit dem türkischen Spitzgesch. (Kal. 7,6) in den letzten Balkankriegen gelehrt haben, setzen die Spitzgeschosse bei geradlinigem Durchschuß sehr enge schüsselförmige Wundkanäle mit kleinsten Ein- und Ausschüssen in der Haut. Da der Schwerpunkt im Spitzgesch. hinter der Mitte liegt, hat es Neigung zu pendeln, sich quersustellen und zu überschlagen, wodurch größere Weichteil- und Knochenverletzungen, sowie häufiger Stetschüsse (stehen bleibende Geschosse) erzeugt werden.

Von den Geschossen der Feldartillerie war die Wirkung der Granaten auf die Truppe durchschnittlich eine geringere als die der Schrapnells. Sie erzeugten in der Nähe durch große Sprengstoffe die allerhöchsten Verletzungen, aber die lebendige Kraft der Granatsplitter erschöpfte sich auf relativ kurze Entfernungen, so daß hier die Verletzungen durch matte und kleine Granatsplitter keine schweren waren. Das Hauptartilleriegesch. im Feldkrieg ist das Schrapnell: Die Hüllkugeln haben manche Ähnlichkeit mit der Wirkung der früheren Gewehrbleigehosse. Es sind Hüllkugeln aus Hartblei von 10 g. Gewicht, von denen 300 und 500 als Füllung dienen. Im Moment des Kreierens des Schrapnells werden die Hüllkugeln frei und erhalten die Geschwindigkeit des Geschosses, um sich als Streuungskegel im Ziele auszubreiten. Die Bleikugeln deformieren sich leicht, bleiben häufig in der Wunde stecken und bewirken größere Ein- und Ausschusshöffnungen, welche in Verbindung mit dem häufigen Hineinreißen von Kleidungsstücken der Infektion der Wunden günstige Eingangspforten bieten. Riemlich häufig sind auch mehrfache Verwundungen desselben Mannes.

Wie gestalten sich nun die Verluste durch diese Kriegswaffen? Wie groß sind die Gesamtverluste im Verhältnis zur Gefechtsstärke der Armeen? Wie ist das Verhältnis der Zahl der auf dem Schlachtfeld Gefallenen zu der der Verwundeten? Wie sind die Heilungsaussichten der Verwundeten?

Die Antwort können uns allein die Berichte aus dem russisch-japanischen Kriege 1904/05 geben, dem ersten Kriege mit Massenheeren seit Einführung des Kleinkalibers, zugleich ein Feld-, Festungs- und Seekrieg. Die Berichte, zum Teil von deutschen Feldärzten, sind hinreichend genau und zuverlässig, und auch vom preussischen Generalstab ist eine Statistik der Verluste in diesem Kriege im Vergleich zum Kriege 1870/71 berechnet worden. Aus den letzten Balkankriegen liegen zwar zahlreiche kriegsschirurgische Veröffentlichungen vor, aber keine zusammenfassenden Berichte über die Verluste der einzelnen Armeen.

Die russische Armee war 699 000, die japanische 650 000 Mann stark. Das Charakteristische des Krieges war, daß nicht mehrere Armeen auf getrennten Kriegsschauplätzen sich schlugen, sondern die beiden Heere auf der einzigen Verkehrslinie sich gegenübertraten, und daß die Schlachten viel länger gedauert haben, weil es infolge der erhöhten Wirkung der Schußwaffen nur unter Ausnutzung der Geländebedingungen oder in der Dunkelheit möglich war, ohne große Verluste über weite Strecken an den Feind heranzukommen. Kommen doch auf 4 große Schlachten in Ostasien 40 Schlachtstage, während in unserem letzten Kriege mit Frankreich auf 18 Schlachten nur 27 Schlachtstage kommen. Die Entscheidung fiel nicht wie vielfach angenommen wird, infolge der größeren Schußweite der Feuerwaffen „auf immer weitere Entfernungen“, sondern wieder durch den Nahkampf; denn beinahe die Hälfte der Verwundeten ist auf 1–500 Schritt, drei Viertel auf

1—1000 Schritt getroffen worden. Hierbei hat wegen mangelhafter Schießfertigkeit eine ungeheure Munitionsverschwendung stattgefunden: brauchte doch, wie von maßgebender Seite berechnet worden ist, die russische Infanterie 1050 Patronen, um einen Japaner zu treffen, während die deutsche Infanterie im Krieg 1870/71 nur 175 Patronen verbrauchte, um einen Franzosen zu treffen. (Als allgemeine Durchschnittszahl in früheren Kriegen sind 400 Patronen auf einen Treffer berechnet worden.)

Die Gesamtverluste in absoluten Zahlen und im Prozentverhältnis zu den Gefechtsstärken der Armeen sind aus folgender Uebersicht zu ersehen:

	gefallen	verwundet	Summa
Russen	28,800=4,9%	141,800=24%	170,600=29%
Japaner	47,400=8,8%	173,400=32,1%	220,800=40,9%
Deut. 1870/71	17,300=2,7%	99,600=15,3%	116,900=18%

Die Gesamtverluste des Krieges an Toten und Verwundeten haben sich also um ein Bedeutendes erhöht. Von Wichtigkeit ist, daß nach den Berechnungen des preussischen Generalstabs die Schlachtverluste in der Zeiteinheit (Tag, Stunde) durchschnittlich viel niedriger waren, als in den deutsch-französischen Kriegen, daß also die größeren Gesamtverluste ihren Grund in der längeren Dauer der Schlachten, also in der erhöhten Waffengewirkung gehabt haben. Den durchschnittlichen Schlachtverlust berechnet der Generalstab für die Russen 16,7%, für die Japaner auf 20,4%, für die Deutschen 1870/71 auf 7,9%. Aber die höchsten Verluste einzelner Armeekorps und Regimenter in einer Schlacht waren nicht höher als früher auf deutscher Seite: das I. sibirische Korps verlor bei Sandepu 25% der Gefechtsstärke, ebenso wie das III. preussische Korps bei Mars-la-Tour; 4 russische Regimenter verloren 41—55%, 4 preussische Regimenter 38—64% der Gefechtsstärke.

Auch das Verhältnis der Gefallenen zu den Verwundeten hat sich ungünstiger gestaltet: es beträgt bei den Russen 1 : 4,9, bei den Japanern 1 : 3,6, bei den Deutschen 1870/71 1 : 5,7. In dieser Hinsicht zeigt die folgende Uebersicht, wie sich die tödlichen Verletzungen auf die Verwundungen der einzelnen Körpertheile verteilen.

Kopf und Hals	Verwundete	15%	Gefallene	54%
Rumpf:	"	28%	"	44,45%
Obere Gliedmaßen:	"	24%	"	0,66%
Untere Gliedmaßen:	"	33%	"	0,86%

Die tödlichen Verwundungen sind also bei etwas mehr als der Hälfte der Gefallenen Kopf- und Halswunden, bei etwas weniger als der Hälfte Rumpfwunden und nur bei annähernd 2% der Gefallenen Wunden der Gliedmaßen.

Sind also durch die Einführung der kleinkalibrigen Repetiergewehre die Verluste auf den Schlachtfeldern an Toten und Verwundeten größer geworden, so hat doch die neue Waffe zugleich einen legendären Ausgleich geschaffen und die Verwundungen so gestaltet, daß die Opfer an Menschenleben nicht zugenommen haben: die Zahl der Schwerverwundeten hat sich vermindert, die der Leichtverwundeten vermehrt. Von den russischen Verwundeten, welche das Schlachtfeld lebend verlassen haben, sind nachträglich 3,6% gestorben, während von den deutschen Verwundeten in Frankreich 11% ihren Wunden erliegen. Es ist also eine dreifach kleinere Verhältniszahl der Verwundeten als früher ihren Wunden erliegen.

Auch die Aussicht auf völlige und rasche Wiederherstellung hat sich über alles Erwarten günstig gestaltet. Im Vergleich zu den früheren großkalibrigen, leicht deformierbaren Bleigeschoßen erzeugen die kleinkalibrigen Mantelgeschosse in der großen Uebersahl leichtere Wunden. Dies gilt unbedingt für die Schüsse auf mittlere und weite Entfernungen, während Nahschüsse oft schwere Verletzungen mit explosionsartigem Charakter bewirken. Die Weichteilwunden — 1/2 aller Schußwunden — zeigen in der Haut kleine Ein- und Ausschüßöffnungen von Kalibergröße und glatte, enge Schußkanäle, die beim Spitzgeschoss sich meist in Form eines Schlitzes darstellen, der an der Wunde oft kaum wahrnehmbar ist. Diese Beschaffenheit der Wunden ist es, die die günstigen Heilungsbedingungen bietet und die größte Gefahr der Schußwunden, die Wundinfektion, verhindert. Dies trifft ganz besonders bei den französischen massiven Kupfergeschossen zu, bei denen nicht leicht Deformierung und niemals Trennung von Kern und Mantel eintritt. Daß bei den Bleigeschoßen die gutartige Natur der Wunden in erster Linie dem Geschossmantel zu verdanken ist, geht aus der unendlich grausamen Wirkung der Dumdumgeschosse hervor, denen nur an der Spitze der Mantel fehlt, so daß der Bleikern beim Auftreffen sich standst oder zerspringt und den Mantel zerreiht. Jetzt helfen einfache Fleischschüsse in 10—15 Tagen. Lungenchüsse, welche nicht durch Eröffnung großer Blutgefäße rasch tödlich enden, verlaufen meist gutartig, wie beispielsweise in unserem südwestafrikanischen Feldzug von 31 durch Geschoss „88“ Verletzten, welche in ärztliche Behandlung kamen, keiner starb, während von 10 durch Bleigeschoße und Revolver Verletzten 4 starben. Etwas günstiger sind auch die Aufschüßten der Schädel- und Bauchschüsse geworden. Dagegen haben die Schußbrüche der Extremitätenknochen viel von ihren Schrecken verloren, da dank den kleinen Schußöffnungen die früher unausheilbare Vereiterung hinausgehalten wird.

Wie erstaunlich groß die Zahl der Leicht- und Leichtestverwundeten geworden ist, geht daraus hervor, daß von den russischen Verwundeten reichlich der 10. Teil nicht kampfunfähig geworden und in der Front geblieben ist; bei einzelnen Regimentern stieg die Zahl sogar bis auf den 5. und 3. Teil der Verwundeten. Kaum glaublich aber ist es, wie viele Verwundete in kurzer Zeit, also noch während des Krieges, felddienstfähig wiederhergestellt und in die Front zurückgeführt sind (von den deutschen Verwundeten 1870/71 17%). Ein sicherer Gewährsmann hat festgestellt, daß 3 Monate nach der letzten Schlacht bei Münden von 36133 Verwundeten 16400, also 45%, wieder dienstfähig in der Front standen; bei mehreren Regimentern, bei denen die Untersuchungen vollständig gemacht werden konnten, ist ihre Zahl bis auf 66 und 77% gestiegen. Darunter waren viele, deren Verwundungen früher für

schwer galten, wie Hunderte von Mannschaften mit Schüssen durch die großen Gelenke, „die ganz munter ihren Dienst taten, ohne die geringsten Beschwerden“. Von diesen Geheilten war der siebente Teil sogar in mehreren Schlachten verwundet, darunter solche, die drei- oder viermal nach ihrer Verwundung wieder in die Front zurückgeführt waren!

Das sind die auf sichere und große Zahlen begründeten Ergebnisse des letzten großen Krieges: mehr Tote und Verwundete, aber von den Verwundeten viel mehr Geheilte. Hier wird unsere deutsche Kriegschirurgie einsehen und die Verwundeten noch in weit größerer Zahl am Leben erhalten. Denn unser Sanitätsdienst im Felde ist in der umfassendsten Weise organisiert, und die Anwendung unserer heutigen Wundbehandlung wird durch die kleinkalibrigen Wunden außerordentlich begünstigt, so daß es oft genügt, die Wunde mit einem keimfreien Verbande abzuschließen und zu heilen zu lassen.

Wie ungünstig war aber vielfach die Verwundetenpflege auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz. Stand doch der unvollständig ausgerüstete russische Sanitätsdienst häufig vor unüberwindlichen Schwierigkeiten, da alle Schlachten mit einem mehr oder weniger eiligen Rückzug der russischen Truppen endigten. Auch das Transportwesen versagte vielfach in dem unwegsamen Lande, und der Rücktransport der zahllosen Verwundeten auf der einzigen, eingleisigen Bahn in Güterwaggons dauerte Tage und Nächte, oft ohne genügende Kleidung, Nahrung, Lagerstätten und ärztliche Aufsicht. Bei der eiligen Räte erlitten Tausende Frostschäden, „in einem Zuge waren sämtlichen Infanterie die Glieder abgefroren“. Und trotzdem die unerhört hohe Heilungsziffer — dank der gutartigen Natur der kleinkalibrigen Wunden!

Da dürfen wir die sichere Zuversicht haben, daß unser vorbildlich organisierter Sanitätsdienst und das hochentwickelte Wundheilungsverfahren auch unseren Schwerverwundeten in noch viel größerer Zahl Heilung und sogar völlige Wiederherstellung bringen wird; denn verfallene Eingriffe sind sehr viel seltener notwendig: unsere verwundeten Krieger werden nicht mehr so häufig zu Krüppeln werden. Möge diese Zuversicht unseren tapferen Verwundeten ihr schweres Los erleichtern!

Moltke und der Generalstab.

Ob wohl viele, so fragt ein ungenannt bleibender, aber kundiger Verfasser im „Dahlemer“, eine einigermaßen klare Vorstellung haben, was das Wort Generalstabschef bedeutet? Jaugen wir beim geringeren, aber sehr wichtigen an: es muß ein Mann von härtester körperlicher Leistungsfähigkeit sein, schon im Frieden, nun erst im Krieg, von gesundem und starken Nerven, ein Mann größter Arbeitsfähigkeit und Sammlung, ein Mann der Karte, des Zirkels, der Feder, und zugleich des kühnsten Entschlusses, fähig, eine Fülle hochbegabter, ehrgeiziger Männer seinen Ideen, seiner Erziehungsbildung einzuordnen und doch ihre Selbstständigkeit zur Fähigkeit freier Entschlossenheit zu entfalten, fähig, alle unausgesetzte auf den Krieg vorzubereiten und doch fortwährend bei dem notwendigen Wechsel des Personals neues Menschenmaterial für die höchsten Führerstellen vorzubereiten. Nach dreißigjähriger Arbeit entläßt die Kriegsakademie ihre Schüler, die schon durch schärfste Prüfungsbestimmungen unendlich geübt sind, aus denen die dafür geeignetsten als Oberleutnants zum Generalstab kommandiert werden. Dort lernen sie dessen praktische Tätigkeit, und dort lernen sie die großen operativen Aufgaben lösen. Wenn dann Begabung, Fleiß und Glück helfen, der erhalt als Hauptmann — alljährlich zum 1. April kommt das „Matr“ — die ersehnten matt-roten Streifen, die besondere Uniform als Generalstabschef. Dann ist er darin in der ungeheuren Maschine, die in den großen Generalstab — der richtige Ausdruck ist: Generalstab der Armee — und in den Truppengeneralstab draußen bei den Korps, Divisionen und Gouvernements zerfällt. In einer Reihe von Abteilungen wurde da vorbereiteter Aufmarsch und Mobilmachung, Operatives und Taktisches, Eisenbahn; Landesaufnahme, Kunde fremder Meere, Kriegsgeschichte dienten daneben. In den Manövern, auf sog. Generalstabsreisen, in schriftlichen Arbeiten und Kriegsspielen wurde alles das praktisch erprobt, unbarmerzig das Menschenmaterial weiter geübt: wer nicht mitkommt, heraus, wieder in die Front. Und die ganze Riesearbeit, die einen gewaltigen Teil der Weisheitskraft unserer Nation verdrängt, die muß hier zentralisiert sein bis aufs Äußerste. Das sieht auch der Vaie ein, daß z. B. in einem Ministerium manches völlig der lokalen Stelle überlassen bleiben kann, daß das aber beim Militär unmöglich ist. Es gibt nichts Kleines, das nicht den Geistesstempel der Leitung trägt, oder im Ernstfalle klappt die Geschichte nicht. Sie hat geklappt, Gott Lob und Dank, die Mobilmachung, der Aufmarsch, der Feldzugsbeginn nach Westen und Osten, in Massen, Zahlen und Räumen, die die Geschichte noch nicht gesehen hat. Und darum ist nun der Name des Chefs des Generalstabs in aller Munde. Nach Hohenzollernbrauch ist der Allerhöchste Kriegsherr im Felde, der deutsche Militärstaat kennt keinen ernannten Generalstabschef, während der Souverän zu Hause sitzt. Neben ihm steht der Staatsmann für die Fälle, wo der Krieg wieder in die Politik umschlägt, aber der Generalstabschef, mit Hunderten von Helfern, aber selbst alles verantwortend: in seinem Kopf hat er immer die Aufstellung und Verteilung aller Streitkräfte, von seinem Kopfe gehen die Direktiven an die Armeeführer, die nun weiter ganz selbstständig handeln, wie bei den großen Massen und Entfernungen gar nicht anders möglich ist. Heute dankt das deutsche Volk der Riesearbeit seines Generalstabs seit 1871 und seines Chefs, der nun die Früchte seiner Arbeit sieht und vor die höchste Probe gestellt ist. Mit vollem Vertrauen gehen die heißen Wünsche unseres Volkes um die Gestalt dieses zweiten Helmuts Moltke.

Die Marchleistungen der deutschen Truppen.

In einem der „Ziff. Stg.“ zur Verfügung gestellten Feldpostbrief heißt es: „Der deutschen Heeresverwaltung ist die höchste Anerkennung dafür gezollt worden, daß sie es rechtzeitig fertiggebracht hat, unseren exponierten rechten Flügel durch eine große Heeresmasse, die in Tag- und Nachtmärschen gegen den Nordwesten Frankreichs dirigiert wurde, vor einer Umgehung zu bewahren. Man hat sogar in den letzten Tagen den Spieß umgekehrt und ist zum Angriff an derselben Stelle übergegangen. Welche Schwierigkeiten aber zu überwinden waren, bis man vor der endgültigen Sicherung unseres rechten Flügels mit den Truppen an dem Somme-Abchnitt in der Gegend südlich Cambrai angelangt war, davon kann sich nur der einen richtigen Begriff machen, der die letzten Septembertage mitgemacht hat oder, besser gesagt, mitmarschiert ist.“

Die Bahn brachte uns, da die Eisenbahnbrücke bei Namur zerstört war, bis hart südlich Namur. Dort begann der Fußmarsch gegen Westen — wohin, war uns im Beginn unbekannt. Wir hatten nach dreitägiger ununterbrochener Eisenbahnfahrt nur eine Stunde Erholung, dann kamen fünf aufeinanderfolgende Marschtage, an welchen unsere weitergebrannten, schon kampffähigen und hege-wohnten Truppen zeigen konnten, was eiserner Wille und deutsche Disziplin vermag. 35 Kilometer, das war der Durchschnitt täglicher Marschleistung, 42 und 47 Kilometer täglich waren die Höchstleistungen. Die Leute trugen dabei mehr Patronen als normal, nämlich 250 pro Kopf bei sich und hatten eiserne Portionen für drei Tage im schwergepackten Tornister. Am sechsten Tage ging es in aller Frühe ins Gefecht. Die Leute hielten tapfer durch. Die Müdigkeit war angesichts des lang erwarteten Feindes gewichen und hatte einem unwiderstehlichen Drange nach vorwärts Platz gemacht. Ich habe mich immer wieder gefragt, wie nach so übermenschlichen Anstrengungen eine Truppe noch im Stande ist, solche, man kann wohl sagen, Heldentaten, zu vollbringen.

Man sprach 1870 bei der Verfolgung der bei Wörth geschlagenen Armee Mac Mahons von Gewaltmärschen unserer Kronprinzen-Armee. Sie waren es gewiß, bei glühender Augusthitze und wochenlanger Dauer, aber es gab immer wieder Ruhetage dazwischen und die Höchstleistung am Tag betrug nur einmal 31 Kilometer. Der gute Geist, der Gedanke, es geht vorwärts, nicht zuletzt die gute, rasche und kräftige Verpflegung der Truppe aus der Feldküche vermochten bei uns alles. Selbst eine Reserve-Infanterie-Brigade mit Reservisten und Landwehrlenten brachte die genannte glänzende Marschleistung, wenn auch mit letzter Anspannung ihrer Kräfte, fertig. Da trug eben der Kräftigere eine Zeit lang dem Schwächeren das Gewehr, wir Offiziere trugen es denjenigen der Mannschaften, die nur mehr schwer vorwärts kamen. So zog alles mit bis in die Nacht hinein, um am nächsten Morgen um 5 Uhr wieder abzurücken. Auf diese Marschleistungen allein kann eine Truppe schon recht stolz sein. Sie stehen bis jetzt einzig in der Kriegsgeschichte da und stellen größere Anforderungen an die Willenskraft, als der Kampf selbst.“

„Der unsichtbare Feind.“

Ein französischer Feldpostbrief.

Bayern, Mailen und unsere „Drummer“ haben den Franzosen schon manche tiefe Unmuthsäuerer entlockt; am schlimmsten empfinden sie jedoch trotz aller geistlichen Hervorhebung ihrer eigenen Unerschrockenheit und Tapferkeit die Unsichtbarkeit unserer so außerordentlich geschickt eingebuddelten Feldgrauen. In einem Feldpostbrief an den „Matin“ schreibt darüber ein französischer Soldat unter der obigen Stichmarke:

„Die Kanakken! Ich glaube, daß ich sie niemals wiedersehen würde! Seit vierzehn Tagen, seit ich zum ersten Mal bei — verdammt! ich komme nicht mehr auf den Namen — auf sie geschossen hatte, sah ich nichts mehr von ihnen. Man vernahm sie, gewiß, ja, begrüßte ihre Granaten, erhielt ihre Schrapnells, wußte, daß sie da waren, ganz nahe aber sie sehen — ja stehen! Endlich, heute morgen auf 25 Meter Entfernung, sehen wir, an einem Gehölz anknappend, wieder ihre beschmutzten Uniformen und ihre „Kaffeemützen“, die sich drehen, drehen. . . . Ich erhielt einen Schentelschuß. . . . Meine Augen, ach, ich fühle sie nicht mehr. Nach acht Tagen werde ich wieder Dienst tun können.“

Soeben plauderte in einem Graben ein verwundeter Soldat, der auf die Krankenträger wartete. Mit seiner eigenen Wut machte er denjenigen aller unserer Infanteristen Luft; sie sind wütend darüber, fortgesetzt die deutsche Infanterie vor sich verschwinden zu sehen, wenn sie glauben, sie erreicht zu haben. Die Granaten, Schrapnells und diese „Kaffeemützen“, die die Wäldchen umgeben, die endlosen Tod zu mahlen scheinen — der französische Soldat spottet ihrer. Weder die Gefahr noch die Ermüdung können seinen guten Humor unterkriegen. Aber es erhoht ihn, sich mit einer unsichtbaren Armee schlagen zu müssen.

Man muß anerkennen, daß die deutschen Heerführer die Kunst, ein Heer zu verbergen, virtuos handhaben. Diese dem germanischen Charakter völlig angelegene (!) Taktik ist keineswegs zu unterschätzen. Sie wird mit jener peinlich genauen Methode geübt, die dem Handeln unserer Feinde eigen ist. „Sehen und nicht gesehen werden“, das ist das Prinzip, das sie in erster Linie beherrscht. Ihre Geschütze mit ihrer 14 Kilometer-Tragweite beschießen unaufhörlich vom frühen Morgen bis zum Abend und noch tief in die Nacht hinein die Dörfer, die sie von uns besetzt, die Wälder, in denen sie uns versteckt glauben, und die Straßen, die wir ihrer Ansicht nach passieren müssen. Man erkennt von weitem das Geräusch dieser Granaten, denn sie reden eine aufdringliche Sprache. Kommt man an die Stelle wo sie niederknallen, so sucht man ihnen

selbstverständlich nicht zu nahe zu kommen, und meist entgeht man ihnen auch. Aber durchaus nicht immer. Man muß Glück dabei haben und Geschicklichkeit. Man hört sie so deutlich ankommen, daß man ihre Richtung ahnt. Zuerst ein sich erhebender Wind, dann gleichsam das näherkommende Motorsummen eines Aeroplans, darauf ein fürchterliches Säusen, schließlich ein Donner, unter dem der Erdboden erzittert, ein schwarzer Vulkan, der Steine, und Dreck auspeit, einige Sekunden Stille und wenn man, schon gar nicht mehr daran denkt, umschwirren einen eine zwei, drei oder zehn Hummeln: die Granatplitter, die schließlich mit mattem Ton zu Boden fallen. Die Granate war einmal. Jetzt Vorsicht vor der nächsten! Platte die letzte von rechts kommend zu unserer Linken, so weichen wir nach links aus, denn auf jeden langen Schuß folgt ein kürzerer. Wir bewegen uns also, wie in einem Gestrüpp, im Zickzack. Es läßt sich denken, daß dieses Verfahren nicht immer nützt. Wollte es wirklich ein Bataillon auf dem Marsche anwenden, unsere Artillerie dürfte nicht daran denken, sie läßt sich ohnehin nicht stören.

Ueber einer unserer Batterien zeigt sich in mehr als 2000 Meter Höhe ein deutscher Flieger. „Gut“, sagen die Artilleristen, binnen 20 Minuten werden wir neue Nachrichten haben.“ Ihr glaubt, daß sie das aufregt? Durchaus nicht. Sie setzen ihr Feuer mit Seelenruhe fort, wie wenn der Feind sie nicht aufgespürt hätte.

Die deutsche Kavallerie bedient sich ihrer Pferde, um zu verschwinden. Die Infanterie hingegen ist da, einige tausend oder hundert Meter entfernt, und schießt ganz vorzüglich, unterstützt von hervorragenden Maschinengewehren. Aber man sieht sie nicht. Sie vergräbt sich in tiefe, meist trumme Gräben, in deren Tiefe sie sich bewegen kann, ohne gesehen zu werden. Hecken, abgerissene Baumzweige, alles dient ihr dazu, um sich unsichtbar zu machen, ja, alles, und zu allererst ihre Uniformen. Während die blauen Mäntel und roten Hosen sich vom Horizont abheben, die Silhouette der Menschen und die Linie der Truppen genau festhalten, vermischt sich die deutsche Uniform mit der Farbe des Feldes, und zwar so restlos, daß sich das feindliche Heer in der Erde zu verlieren scheint. Man fühlt es um sich, aber man kann es nicht abschätzen, nicht unterscheiden. Und das ist die namenlose, wahre und unsagbare Gefahr.

Haben unsere Soldaten endlich einen Schützengraben entdeckt, so sehen sie Leute, die sich zur Flucht erheben. Eine neue Täuschung. Denn in diesem ersten Graben waren nur wenige Soldaten untergebracht, um unsere Leute zu fördern, sie in das Feuer der deutschen Maschinengewehre, der deutschen Infanterie zu laden, die dahinter, weiter, immer weiter verborgen sind. So gleicht unser Kampf einer Verfolgung von Trugbildern.

So betrüglich das ist, unsere Truppen lassen sich dadurch nicht ermüden. Sie ziehen es dem Rückzug, selbst dem vorübergehenden vor. Die Führer müssen unbedingt die erbitterte Offensive der Soldaten dämpfen, müssen die

Leute zwingen, sich zu decken, längs der Wälder herzuweichen und gleichfalls die Erde mit dem Spaten zu bearbeiten, die gute Erde, die den Kämpfenden gegen Schrapnell und Kugeln schützt. Die Franzosen hören nicht auf diesen guten Rat. Unter dem Geschloßhagel richten sie sich ganz gerade auf, um zu zielen. „Diese Viecher“, sagte kürzlich ein Infanterist zu seinem Leutnant, der ihn zwingen wollte, in den Schützengraben zurückzugehen, aus dem er kam, „ich muß sie doch wohl sehen, um sie töten zu können.“ Und erst als sein Gewehr leer war, war er dazu zu bringen, wieder in der Erde Deckung zu suchen. Dieser Held, der es verschmähte, seine gedeckte Stellung wieder aufzugeben, ehe er seine letzte Kugel verschossen hatte, ist ganz Frankreich.

Berichte aus den Werkvereinen.

Bezirksverband der Werkvereine in Frankfurt a. M. und Umgegend.

An unsere jüngeren Mitglieder!

Ein Erlass des Herrn Kriegsministers des Innern und Kultusministers fordert im Hinblick auf die Schwere der Zeit zur militärischen Ausbildung der Jugendlichen und damit zur Gründung einer Jugendwehr auf.

Die Organisation ist freiwillig und erstreckt sich auf Jugendliche vom 16. bis 20. Lebensjahr.

Ziel ist, die Jugendlichen körperlich zu den Anstrengungen des Felddienstes zu kräftigen, ihre Sinnesfähigkeit zu schärfen und die Auffassungsgabe zu entwickeln, um so dem Heere dereinst schon gut vorgebildete Rekruten zuführen zu können.

Die Übungen tragen rein militärischen Charakter. U. a. sind zu üben: Aufstellung und Bewegung in Truppendispositionen, Bilden von Schützenlinien, einfache Lehre vom Gelände, seine Bedeutung und Ausnutzung im Kampf, Augenübungen aller Art, Entfernungsschätzen, Spurensuchen, Gebrauch von Uhr, Kompaß, Fernsprecher, Kartenlesen, Wetterdienst, Zelteinbau, Vagereinrichtung aller Art, Anlegen von Schützengräben usw.

Die militärische Vorbereitung der Jugend hat begonnen. Tausende deutscher Jünglinge sind dem Rufe des Vaterlandes gefolgt, um sich für ihre spätere aktive Dienstzeit vorzubereiten. Eine große Anzahl Jugendlichen, die für die Ausbildung in Frage kommt, steht jedoch noch abseits. Das muß anders werden. Alle Jugendlichen müssen an den Übungsstunden teilnehmen und dadurch beweisen, daß sie auch bereit sind, das Vaterland zu verteidigen. Noch ist der Krieg nicht beendet, wir wissen nicht, ob auch unsere Jungmannschaften, wenn Not an Mann kommt, mit hinaus müssen; deshalb darf keiner hinter dem Ofen hocken.

Also heran zur militärischen Ausbildung.

Der Vorstand.

Paris.

Von Generalleutnant z. D. Bauer, Gln.

Dies Wort schwebt auf aller Lippen. — Wird es belagert werden, wird es uns großen Widerstand leisten? Ist es stark besetzt, so daß es der modernen Artillerie langen Widerstand leisten kann, oder wird ihm das Los von Vütich, Namur oder gar Reims und Lille beschieden sein? Alle diese Fragen sind schwer zu beantworten, denn der Wert einer Festung hängt nicht allein von der technischen Widerstandsfähigkeit (Stärke der Werke, Geschützausrüstung u. s. w.) ab, sondern in noch viel höheren Grade von dem Gouverneur, der Güte der Besatzung und der Opferfreudigkeit und dem Patriotismus der Bevölkerung. Sie erst verleihen ihr den wahren Wert. — Viele Beispiele der alten und neuen Geschichte beweisen dies (Cartago, Alesia, Saragossa, Kolberg und Paris selbst 1870/71). Jedenfalls kann Paris nicht in eine Linie mit Vütich und Namur gestellt werden. Es ist eine Riesenfestung, die, soweit man die Verhältnisse beurteilen kann, nach den modernen Grundsätzen besetzt und durch Banzertürme mit 155mm-Geschützen verstärkt ist. Vielleicht kann man annehmen, daß Paris in den letzten Jahren nicht mehr das selbe Interesse zugewendet worden ist, wie früher, da in demselben Maße, wie Frankreich militärisch erstarrte, der Geist der Offensive die Oberhand gewann und damit die feste Überzeugung auf ein siegreiches Vordringen in Deutschland, indes hat man seit Anfang August Zeit gehabt, vieles nachzudenken. Nach der furchtbaren Anklage der französischen Militärverwaltung durch Senator Humbert in diesem Frühjahr soll es zwar mit der Verteidigungsfähigkeit der Festungen schlecht bestellt sein; indes, ganz so schlimm ist es nach der Erklärung des Kriegsministers nicht.

Um ein annähernd richtiges Bild von Paris zu bekommen, wollen wir einen Augenblick uns die Verhältnisse von 1870/71 ins Gedächtnis zurückrufen. Auch damals wollte Frankreich nach Berlin marschieren und hatte wenig daran gedacht, Paris und die anderen Festungen in Verteidigungszustand zu setzen. Erst nach den Niederlagen von Wörth und Spicheren kam man auf den Gedanken, daß Paris belagert werden könnte. Diese Überzeugung wuchs natürlich mit den folgenden Niederlagen bei Metz und wurde zur Gewißheit nach der Schlacht von Sedan am 1. September 1870. Nun wurde eifrig an der Verteidigung und der Verproviantierung für 2 Millionen Menschen gearbeitet. Die Forts wurden armiert, unter anderem mit 200 Marinegeschützen schwersten Kalibers, Marineinfanterie und Matrosen zur Bedienung nach Paris herangezogen, viele Zwischenbatterien gebaut, die Front der Forts geschlossen und vorgeschobene Stellungen, wie der Mont Avron, angelegt und mit Geschützen versehen. Umfang etwa 60–70 km. Nach Moltke — Geschichte des deutsch-französischen Krieges — verfügte Paris über 2627

Allerhand Akkumulatoren.

Wenn der Bilde seinen Bogen spannt; wenn er dann ein Weiden zelt oder wartet, bis das Tier, das er treffen will, sich eine Blöße gibt; wenn er darauf den Pfeil schwingen läßt, der sein Ziel trifft, so hat sich damit eine ganze Reihe interessanter physikalischer Prozesse abgewickelt, von denen unser Jäger natürlich keine Vorstellung hat. Zuerst ist Arbeit geleistet worden, indem beim Spannen des Bogens eine gewisse Kraft entfaltet werden mußte, welche sich längs eines bestimmten Weges zu betätigen hatte; dann wurde der geleistete Energiebetrag in der Spannung der Waffe niedergelegt, und schließlich ward er wieder in Gestalt einer Bewegung erhoben.

Denkt man sich die Zeitspanne, während deren der Bogen in seinem Zwangszustande verharrt, nicht allzukurz, so sieht man deutlich, daß es sich hier um einen „Akkumulator“, um einen „Sammelner“ handelt, das heißt um eine Einrichtung, mittels deren sich Arbeit aufspeichern läßt. Und Akkumulatoren brauchen wir auch sonst aus den verschiedensten Gründen und zu den mannigfaltigsten Zwecken. Wie man Gelder bei einer Bank einlegt, um sie dort zu sammeln und für die Zeit des Bedarfs parat zu halten, so ist es auch oft erwünscht, Energie gewissermaßen auf einer Bank zu deponieren. Nur zahlen die Akkumulatoren leider keine Zinsen, und man muß sogar zufrieden sein, wenn die Einlage nicht allzustark vergrößert zurückgehalten wird.

Im engeren Sinn versteht man unter „Akkumulatoren“ allerdings gewöhnlich jene Sammler, die speziell zur Aufspeicherung elektrischer Energie dienen. Wir fassen jene Bezeichnung aber allgemeiner. So begreift sie auch die Sammler mechanischer Energie in sich, wie wir einen solchen in dem gespannten Bogen beobachten, und auf sie sei hier die Aufmerksamkeit gelenkt.

Die einfachste Art, mechanische Energie zu sammeln und aufzuspeichern, ist gewiß die, daß man irgendein Gewicht emporhebt oder emporwindet, dessen dadurch vermehrtes Fallvermögen nach beliebig langer Zeit fruchtbar gemacht werden mag. Nur ist die „Kapazität“, die Aufnahmefähigkeit einer solchen Anlage für Arbeit nicht eben groß. Denn es ist doch kaum möglich, ein Gewicht Hunderte von Metern emporzuheben, oder seine Masse ungeheure Mengen von Kilogramm wiegen zu lassen. Denn dadurch würde die ganze Sammleranlage so teuer werden, daß der Vorteil, den man sich von der Akkumulierung versprechen dürfte, in keinem Verhältnis zu den Opfern stünde, welche für ihren Bau eingesetzt werden müßten.

Eine andere bekannte Weise, Energie aufzuheben, besteht darin, daß man eine Feder spannt, bezw. aufzieht. War beim Gewicht die Schwere benutzt worden, so ist es hier die Elastizität, welche ein Sammeln ermöglicht. Aber auch bei Federn ist der Tresor, in welchem der Energieschatz aufbewahrt werden soll, nicht groß und wohl im all-

gemeinen noch kleiner, als wenn man ein schweres Gewicht emporhebt.

Dennoch sind beide Sammelweisen willkommen, und wir möchten sie nicht missen, sofern wir die Naderhand für eine nützliche Gründung halten. Denn hier, wo es nicht auf große Kräfte ankommt, leisten Gewicht und Feder vorzügliche Dienste. Schon unter den „Nürnbergischen Eiereiern“ gab es Werke, die 40 Stunden liefen, und, wenn wir heute Uhren besitzen, die 400 Tage aushalten, so zeigt sich, daß sich der bescheidene Energievorrat wenigstens über eine geraume Zeit verteilen läßt.

Eines elastischen Mittels bedient man sich auch, wenn man in einem Kessel Luft komprimiert. Diese Druckluft läßt sich gerade so wie Dampf in einer Dampfmaschine verwenden, und sie wird beispielsweise gern zum Betriebe kleiner Modelle benutzt, weil sie trocken und überaus sauber arbeitet.

Besonders in landwirtschaftlichen Anlagen findet man jetzt immer mehr die Windturbine vertreten, der gewöhnlich die Aufgabe zugewiesen wird. Wasser in ein hochgelegenes Reservoir zu pumpen, aus dem es dann nach Bedarf abgezapft werden kann. Solche Behälter sind nicht nur Sammler in dem Sinne, den eine naive Betrachtung dem Wort beilegen würde: sie sind es auch in physikalischer Beziehung. Denn wenn das abgezapfte Wasser auch nicht gerade verwendet werden wird, um eine Maschine anzutreiben, so leistet es doch schon allein beim Niederfließen eine Arbeit, deren Kosten von einem zuvor angelegten Kapital bestritten werden, welches die Turbine eingezahlt hatte. Und es wird durch solche Pumpenanlagen erreicht, daß die Arbeit des Windes, der sich oft in Momenten zur Verfügung stellt, wo man seiner nicht bedarf, doch ausgenutzt werden kann, sobald man seine Dienste braucht.

Weit großzügiger werden freilich Kräfte in jenen modernen Anlagen aufgespeichert, die man als „Talsperren“ bezeichnet. Solch eine Talsperre dient ja verschiedenen Zwecken. Sie soll die Fluten des Hochwassers abfangen, um dieselben später langsam und unschädlich abfließen zu lassen; unter Umständen soll wohl auch ein erhöhter Wasserpiegel geschaffen werden, der die Versorgung eines hochgelegenen Ortes mit Wasser ermöglicht. Am wichtigsten ist aber die Akkumulierung von Kraft in Form hochangestauten Wassers.

Welch große Energiemengen hier gesammelt werden können, zeigt schon eine kleine Rechnung. Ein Würfel, dessen Kante 1 Meter mißt, sei mit Wasser gefüllt, das also 1000 Kilogramm wiegen wird. Bohrt man nun ein kleines Loch ganz unten in eine der Seitenwände, so wird das Wasser daraus abfließen, und wenn beispielsweise ein Turbinchen dort eingesetzt ist, so mag eine kleine Dynamo durch das ausfließende Wasser betrieben werden, wie dies das Prinzip der Talsperren ist. Beim Ausfließen sinken nun die oberen Tropfen um 1 Meter, die unteren gar nicht, und daher beträgt die mittlere Fallhöhe einen halben Meter. Die geleistete Fallarbeit ist also 1000 mal

0,5 oder 500 Meterkilo, und dies bedeutet eine Leistung, bei welcher 500 Kilo 1 Meter, oder auch 1 Kilo 500 Meter hoch gehoben werden.

Und wieviele Millionen Kubikmeter fassen die großen Talsperren? Wo fänden wir Akkumulatoren von solcher Kapazität?

Wann?

„Wann wird der Friede wiederkehren?“

„Frage sorgend mancher wohl im Land.“

„Wann wird mit Ruhe und mit Ehren“

„Vom Schwerter lassen unsre Hand?“

„O laßt das Forchten, laßt das Fragen“

„Denn Großes, Großes ist zu tun.“

Wir müssen tragen, wagen, schlagen

Und dürfen lange noch nicht ruhn!

Gott ist mit uns und unsern Scharen,

Da unser Werk sich rein erwies —

Steh'n deutsche Krieger vor Paris.

Und harren wir auch Tag um Tage,

Und ob auch lange alles schwieg,

Und schwankt das Jünglein an der Wage:

Wir wissen doch: uns wird der Sieg!

Von Osten schwillt die Freundeskunde

Wie Donner brausend zu uns her:

Die Russen laufen wie die Hunde,

Wird ihnen auch das Laufen schwer.

Denn wie sie stürmten, wie sie drängten,

Sie sind zerbrochen und zerschellt —

Sie sind, die mordeten und sengten,

An unsrer „Hindenburg“ zerschellt.

Doch wenn dereinst in Ost und Westen

Der Russ' zerschmettert und Franzos

Dann ist nicht Zeit zu Friedensfeiern —

Dann gilt es noch den stärksten Stoß.

Es gilt John Bull, dem alten Knaben!

Drauf los! Bis daß wir ihn besiegt!

Wir werden nimmer Ruhe haben,

Oh er gefesselt vor uns liegt!

Der Geist der Lüge war's der Briten,

Der scheuchte uns vom stillen Herd.

Für Wahrheit, Freiheit, Recht und Gütte

Fuhr aus der Scheide unser Schwert.

Und hält' er gern sich angeteilt,

Sobald die großen Freunde klein:

Oh er zu Boden nicht geschmettert,

Oh darf für uns kein Friede sein!

(Aus dem „Kladderadatsch“.)

Geschütze, also über mindestens dreimal soviel, als gewöhnliche große Festungen (Verdun, Toul usw.) Am 19. September erfolgte dann unter mehreren Gefechten die Einschließung. Von einer gewaltsamen Wegnahme einzelner Forts nahm man Abstand. Dazu fehlte es auch damals an einer schweren Artillerie des Feldheeres. Man hoffte Paris in Kürze durch Hunger bezwingen zu können. Das war, wie sich später herausstellte, ein gewaltiger Irrtum. Die Besatzung bestand aus ca. 50000 Mann Eintruppen, 14000 Marineinfanteristen und Matrosen, 8000 Gendarmen, Zollwächtern und Förstern, 115000 Mobilgarden und 130 Bataillonen Nationalgarden von geringem Wert; im ganzen über 300000 Mann, davon nach außen verwendbar etwa 60000 Mann mit 5000 Mann Kavallerie und 124 Feldbatterien. Wenn Paris schon 1870/71 derart gerüstet war, daß es uns über vier Monate einen hartnäckigen Widerstand leisten und uns dadurch, im Verein mit den sich im Norden, Süden und Osten bildenden Feldarmeen, zu den größten Anstrengungen zu ihrer Niederwerfung zwang, so fragt es sich, ob wir diesmal leichteres Spiel haben werden.

Paris ist heute ganz anders befestigt als 1870/71. Die damaligen Forts bilden, nach dem Fall der Stadtumwallung, fast die heutige Stadtgrenze und dienen als Reduits und Nachschubmagazine; die neuen sind im Durchschnitt 12-15 km. vor dieselben vorgeschoben, so daß eine Beschließung der Stadt nur aus wenigen Richtungen mit großer Schußweite erfolgen kann. Die Forts selbst sind im allgemeinen gruppenweise angelegt; im Norden zwischen Durcq-Kanal und unteren Seine, im Osten zwischen Durcq-Kanal und oberen Seine, im Süden zwischen Seine und Versailles, im Westen befindet sich der bekannte Mont Valérien. Diese Gruppen mit im Summa 32 neuen Forts haben in sich eine größere Widerstandsfähigkeit, zumal sie noch durch Redouten und Batterien verstärkt werden. So z. B. besteht die Nordgruppe aus fünf größeren Stellungen: Cormeilles, Montigny-Domont, Fort Croquet, Fort Stains, Fort Baujourn. Die Ostgruppe aus der Position von Baujourn mit dem Fort Baujourn, dem Fort bei Chelles, den Forts Noisy le Grand und Pantin nebst kleineren Werken, der Stellung von Villeneuve-St. Georges nebst Fort Villeneuve. Die artilleristische Armierung (Ausrüstung mit Geschützen, Geschossen usw.) wird zweifellos eine sehr reichliche sein. Einmal wird sie aus den für Paris ausgeworfenen Geschützen bestehen, sodann aus einem großen Teil der jetzt überflüssigen 700-800 Belagerungsgeschütze und, wie 1870/71, aus Marinegeschützen. Die Schußweite der Flachbahn-Geschütze beträgt im allgemeinen etwa 9000 m. und darüber (bis 13000 m.), diejenige der Schnellfeuer-Geschütze (mit gekrümmter Flugbahn) 6000 m. und darüber (bis 8000 m.); diejenige der Marinegeschütze mindestens 15-20 km. An hinreichender Befestigung — vielleicht 1/2 Million (hängt von dem Verlauf des Feldkrieges ab) — fehlt es sicherlich nicht. Ihre Ausbildung ist infolge der allgemeinen dreijährigen Wehrpflicht ungleich besser, als die 1870/71. In den vor-

stehend erwähnten vier Wochen wird es gelungen sein, die Verproviantierung im allgemeinen sicherzustellen, zumal ein großer Teil der Bevölkerung ausgewiesen worden bzw. gestoben ist. Wie berichtet wird, beabsichtigt mit Einwilligung des Generals Joffre der Gouverneur von Paris noch folgende Städte in der Umgebung von Paris zu besetzen: Senlis, Gisors, St. Maxent, Montmorency, Beauvais, Chantilly, Meaux, Montois und Meaux. Sie sollen mit den Rekruten des Jahrganges 1914, sowie den Divisionen der Armee besetzt werden, die unter General Pau's Leitung in Südfrankreich gesammelt werden. Auf diese Weise würde eine ähnliche Stellung geschaffen werden, wie bei Reims-Soissons-Robon-Arras, die genommen werden müßte, ehe man zum Angriff auf Paris schreiten kann.

Vermischtes.

Weltkrieg und amerikanischer Handel. Der Einfluß des Weltkrieges auf den Handel auch der neutralen Länder kommt, wie der Deutsch-Amerikanische Wirtschaftsverband mittelt, deutlich zum Ausdruck in den jetzt veröffentlichten Ziffern über die Einfuhr und Ausfuhr nach den Häfen von New-York. Allein im Monat August 1914 zeigt dieser Handel des New Yorker Hafens eine Verminderung von 58237426 Doll. Daraus entfällt auf die Einfuhr eine Verminderung von 14894194 Doll., auf die Ausfuhr eine solche von 43343232 Doll. Die Ausfuhr nach Deutschland hat selbstverständlich fast ganz aufgehört, aber auch der Handel mit England und Frankreich zeigt einen ganz bedeutenden Rückgang. So führte England nach den Vereinigten Staaten in dem genannten Zeitraum nur für 8622000 Doll. aus gegenüber 12622000 Doll. im Vorjahre und die französische Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten sank auf die Hälfte des Vorjahres, während die Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach Frankreich beinahe auf den vierten Teil, nämlich von 5640000 Doll. auf 1545000 Doll. zurückgegangen ist.

Im Postfachverkehr des Reichspostgebietes ist die Zahl der Kontoinhaber Ende September 1914 auf 101367 gestiegen (Zugang im Monat September 666). Auf diese Postfach-Konten wurden im September gebucht 1422 Millionen Mark Guthaben und 1460,5 Millionen Mark Lastschriften. Bargeldlos wurden 1579,2 Millionen Mark des Umlages beglichen. Das Gesamtguthaben der Kontoinhaber betrug im September durchschnittlich 270,3 Millionen Mark.

Einziehungen deutscher Forderungen in Belgien. Der derzeitige Generalkommissar für die Banken in Belgien hat über die Einziehung von Forderungen deutscher Gläubiger in den von der deutschen Armee besetzten Gebieten Belgiens an die Handelskammer Berlin eine be-

sondere Zuschrift gerichtet. Firmen, welche hierzu Interesse haben, können nähere Auskunft durch die Rechtsanwaltsstelle des Deutschen Buchdruckervereins, in Leipzig, Buchgewerbehause, erhalten.

Spielplan der Frankfurter Theater.

	Opernhaus	Schauspielhaus	Neues Theater
Samstag 24. Oktober	7 Uhr „Die lustigen Weiber“ Im Abonnement Gew. Preise.	1/8 Uhr „Johann“ Markt in Falsch- mit Im Ab. kleine Preise.	8 Uhr Der Laculand Ab. A
Sonntag 25. Oktober	7 Uhr „Cavalleria rusticana“ Herauf „Der Lieberhail“ Im Ab. Gew. Preise.	8 Uhr „Wilhelm Tell“ Herauf Ab. Be- sonders em. Fr. 1/8 Uhr „Mein Vogel“ Herauf Abom. Erhöht. Preise.	8 1/2 Uhr „Die spanische Fliege“ Herauf Abom. 8 Uhr „Das Malkanten- madel“ Auf. Ab.
Montag 26. Oktober	1/8 Uhr „Bartholomäus“ Auf. Ab. ermäh. Preise.	1/8 Uhr „Das Volk in Waffen“ Im Abonnement kleine Preise.	8 Uhr: „Professor“ Bernhardt Auf. Ab. Solls- ähnliche Preise
Dienstag 27. Oktober	6 Uhr „Die Waise“ Im Abonnement Gewöhnl. Preise.	1/8 Uhr „Die Hermannschlacht“ Im Ab. kl. Fr.	
Mittwoch 28. Oktober	Geschlossen.	1/8 Uhr „Abend- kante“ Herauf Im Behandlung Im Ab. kl. Fr.	
Donnerstag 29. Oktober			

Albert Schumann-Theater.

Jeden Abend 8 Uhr die große Neuzeit mit Musik
„Der Kaiser rief...“

H. Schröder
Telef. Hansa 5255 **Battonstraße 5** Eigenes Fahrwerk
Kohlen, Koks, Holz, Brikets
sowie alle sonstigen Heizmaterialien in erstklassiger
Qualität zu ringfreien Preisen.
Lieferant des „Werkvereins der Adlerwerke“ und
anderer großer Korporationen. — In Referenzen.

Wilhelm Hemp
Buchdruckerei und Verlag
Leipziger-
straße 56. **Frankfurt a. M.-West** Telefon Amt
Gauhaus 1701.
Drucksachen aller Art in feinsten und preiswerter
Ausführung für den geschäftlichen u. privaten Bedarf.
Reichhaltiges modernes Schriften-Material.

J. A. Zickwolff
Frankfurt a. M.
Hauptlager: Ostendstr. 70
Zweiglager: gr. Gallusgasse 19
I u. II Träger
Stabeisen, Schwarzbleche
verzinkte u. verbleichte Bleche
Zinkbleche
Weissbleche
Gasröhren
Verbindungsstücke
Bleiröhren.
sowie alle andere
einschlägigen Artikel.

F. G. G. G. G.
Frankfurt
am Main.
Autotypen, Strohstricken,
Fahnenstoffe u. Gabeln
Dien- u. Werkstätten, Feinst- u. Reusen

Leipziger-
strasse 85 **„Zum Schwan“** Mühl-
gasse 4-6.
Telefon Amt Taunus 778
Zur Abhaltung von Vorträgen, Versammlungen und Festlich-
keiten aller Art empfehle meine grossen und kleinen Säle.
Zur Veranstaltung von Sommerfesten grosser schattiger Garten
Kegelbahn, Schiessstand, Mehrere Vereinszimmer.
Pa. Frankfurter u. Münchener Biere. Selbstgeköllt. Kefelwein.
Bekannt gute Küche.
Hochachtungsvoll
HEINRICH GOLL.

Arbeits-Nachweis

Bezirksverband der Werh-
berelne in Frankfurt a. M.
und Umgebung.
Arbeits-Nachweis
Leipzigerstr. 56, Hof.
Wir suchen
Jungschmiede
Dreher
Es wollen sich nur tüchtige,
Leute mit guten Zeugnissen
melden.

Roheisen, Formsand

Giesserei Koks
Krampschütze
„Nator“ D.R.P.
Wilhelm M. Dubois
Frankfurt a. M.

Vereins- u. Fest-Abzeichen
Ehrenzeichen, Medaillen,
Münzen, Karneval-Orden.

Jörgum & Trefz

FRANKFURT a. M.
Königswarterstr. 17
Telefon Römer 504

SCHEPELER SCHEPELER SCHEPELER

KAFFEE	TEE	KAKAO
1/2 Kg. M. 1.60	1/2 Kg. M. 2.40	1/2 Kg. M. 1.60
Seine ausgewählte Serie maßgebender Qualitäten	In der Tasse auffälliger Güte	ausgiebig wohlklimatisch nahrhaft
" 1.70	" 2.80	" 1.80
" 1.80	" 3.40	" 2.-
" 2.-	" 3.80	" 2.30

GEORG SCHEPELER FRANKFURT A. M. Rossmarkt 3 Kl. Hirschgraben 2
IN NIEDERLAGEN

Mitteldeutsche Rundschau

Organ der Werkvereine
in Frankfurt a. M. u. Umgebung.

Die „Mitteldeutsche Rundschau“ erscheint wöchentlich einmal und zwar Sonnabends. Sie kostet vierteljährlich 75 Pfg., einschließlich Postgebühren.

Geschäftsstelle: Frankfurt a. M.-West, Leipzigerstraße 54
Bank-Konto: Deutsche Bank, S. 111111 a. M.
Brief-Adresse: Mitteldeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.-West
Telegraphische Adressen: Mitteldeutsche Rundschau, Frankfurt a. M.
Telefon: Amt Taunus 1701.

Anzeigenpreis: Zeitungs- und Spaltenpreis 30 Pfg. im Restamt 50 Pfg.
Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. Die Inseratenannahme wird Mittwoch geschlossen.

Nr. 44.

Frankfurt a. M.-West, Sonnabend, den 31. Oktober 1914.

I. Jahrgang.

Hilf den Söhnen, Vaterland!

Von Rudolf Alexander Schröder.

Garten, träumst du Rosenplut,
Willst du Veilchendüfte hauchen?
Ritterstern und Eisenhut
Sind die Blumen, die wir brauchen!

Wollt ihr Berge mit dem Kleid
Grüner Wälder auch bekleiden?
Oeffne, Fels, dein Eingeweid:
Eisen her, damit wirs schmieden!

Nicht, trägst du Halme dich,
Das die Räuber sie zertreten?
Sprieß bewappnete ans Licht,
Wo sie Drachenzähne fassen!

Rinnst du, Strom, mit klarer Stut?
Laß verdorren deine Wässer,
Bis sie neu geschwellt vom Blut
Unserer Reider, unsrer Hasser!

Weißt noch manch stolzes Schiff
Fröhlich auf beglänzten Wellen?
Meer, und hast doch Bank und Riff,
Daß die Feinde dran verbleiben!

Lösche, Tag, die Lampe aus!
Nacht vor Augen, Nacht im Rücken,
Cäube sie mit Schloßengraus,
Bis die Blitze niederstücken!

Scholle, so sie dich entweihn,
Sollst du voneinander weichen,
Bis du wirst ein Hügel sein
Ueber tausend Feindesleichen!

Hilf den Söhnen, Vaterland,
Die dich mehr als sich gewerbet,
Die an deutschen Herdes Brand
Fromm den Rächerstahl gehäufet!

Wenn die letzten Feinde fliehn
Rechts und links von deinen Grenzen,
Mag dein Garten wieder blühen,
Deine Sonne wieder glänzen.

Mag dein Schatten uns erfreuen,
Mag im Feld die Sichel schallen,
Mag die Woge wieder rein
Dir ans reine Ufer wellen.

Unsere 42-cm. Mörser.

Vütich, Namur, Maubeuge, Manonviller, Antwerpen sind die fünf Stationen auf dem Siegeszug, den der 42 Zentimeter-Mörser seit Kriegsbeginn zurückgelegt hat. Ueber die Existenz dieses Riesemörser, von dem dieser Tage ein deutscher Militärschriftsteller schrieb, er sei einige Armeen wert, lag bis zum Kriegsbeginn dichtes Geheimnis. Es vollständig zu lästern ist auch heute aus naheliegenden Gründen nicht möglich; immerhin sind die nachstehenden Ausführungen, die der Züricher Post von deutscher Seite zugehen, geeignet manchen Irrtum zu berichtigen. Als am 8. und 9. August dieses Jahres, einen Tag nach dem Fall der Festung Vütich, die Kunde durch die Welt ging: die Deutschen haben eine lange geheimgehaltene Geschütz vor die Forts der Stadt gefahren und diese mit 6—8 Schüssen so zugerichtet, daß es unmöglich war, sie noch länger zu verteidigen, da ging wohl ein geheimes Grausen vor dieser Wucht durch die Welt.

Tatsache ist, daß der 42 Zentimeter-Mörser außer den wenigen Ingenieuren und Arbeitern der Firma Krupp und nur einer ganz geringen Anzahl Offizieren und Mannschaften der Schießschule, die darauf vereidigt waren, in der ganzen Armee und im deutschen Reich vollständig unbekannt war. Man hat von seiner Existenz nicht eher erfahren, als bis sein eherner Mund das Schweigen, das ihm auferlegt war, selbst brach.

Der große „Brummer“ oder „die fleißige Berta“ ähnelt in vielen Teilen den in der deutschen Armee schon vorhandenen Mörserschützen; nur daß er schwer transportierbar ist und daher soweit als möglich mit der Eisenbahn befördert wird. Muß der Mörser oder „die fleißige Berta“ auf der Straße transportiert werden, so wird er zerlegt und auf eigens hierzu konstruierten Wagen verladen. Das Rohr allein auf dem Mörserswagen, einem langen festen Schienengefüß, auf dem das Rohr mit seinen Klauen gleitet. Die Vasette allein, Ersatz und Zubehörteile allein und die Gürtel allein.

Diese Gürtel sind eine Reihe von Holzplatten und Eisenstücken, die vor dem Schießen aus dem Gürtelwagen genommen und um den Radfranz gelegt werden damit das Geschütz auch auf nicht gepflasterten Unterboden nicht versinkt. Es ist eine mächtige Last, die auf den Gürteln ruht, und sie bewahren sich großartig. Wir sind über extra tief und frisch gepflügtem Acker gefahren und das Geschütz rollte gleich einer mächtigen Dampfwalze genau wie auf der Landstraße dahin.

Wie ich schon gesagt, wird das Geschütz zerlegt gefahren. Kommt nun von der obersten Leitung der Befehl, das Geschütz fertig zu machen, — die Kanoniere nennen es „die Berta positionieren“ — so hält die ganze Kilometerlange Kolonne auf der Landstraße, das Rohr wird durch die Bedienungsmannschaften auf die Vasette gezogen und die Gürtel um die Räder gelegt. Nun geht's mit einem mächtig klappernden Getöse in die für das Geschütz oder die ganze Batterie angeordnete Stellung, die der Sicht des Feindes gänzlich entzogen ist. Hört man dieses ohrenbetäubende Getöse, dann wird's einem schon bange, und nun erst der gewaltige Knall beim Abfeuern des Geschützes.

Man ist fast unfähig für die nächste Zeit zu hören. Abgefeuert wird das Geschütz auf elektrischem Wege, und zwar in einer Entfernung von über 400 Meter. Der Aufdruck beim Abfeuern ist so gewaltig, daß sich ein Mensch in der Nähe nicht auf den Beinen halten kann. Der Durchmesser, 42 Zentimeter, ist ja bekannt und nun umhüllt ein ebenso dicker Eisenmantel das Seelenrohr, das bis zu neun Zehntel der Länge rund, dann vieredig zuläuft und sich noch mehr verjüngt. Wie groß das Gewicht der Pulverladung ist, ist mir nicht gestattet mitzuteilen; doch kann ich sagen, daß die volle Ladung nicht unter 15 Zentner beträgt.

Der Mörser ist ein Mörserschützen. Ein Mann der Bedienung behandelt mit der größten Sorgfalt den Rücklauf, damit seine Funktion beim Schuß auf keinen Fall beeinträchtigt wird. Das Rohr hat eine Länge von etwa 21 Meter. Die Schußweite des 42 Zentimeter-Mörser ist etwa 44000 Meter. Die Entfernung von Dover nach Calais ist 33000 Meter. Man mache sich davon ein Bild, wenn ein Eisenklotz von den bekannten in Bildern gezeigten Granaten, die nebenbei bemerkt, ge-

nan sind, durch die Luft brummt und dann aus einer Höhe von 400 bis 500 Meter, wenn er den übrigen Teil der Flugbahn in ziemlich hohem Bogen zurückgelegt hat, auf einen Betonklotz oder Panzer schlägt.

Die stärksten Panzer- und Betondecken, und wenn sie eine Dicke von 5 Meter überschreiten, zertrümmern unter der Aufschlagkraft wie Scherben. Die einschlagenden Granaten kehren ganze Forts um, bringen tief in Erde und Gestein ein und bringen was unten war nach oben.

Immerhin geht man mit der „fleißigen Berta“ sehr sparsam und vorsichtig um. Die Abnutzung des Geschützes steht im Verhältnis zur Reibung des Geschützes und der aufeinanderlegenden Teile und kostet ein Schuß wohl die Hälfte Summe von etwa 48000 Mark. Freig ist es, wenn gesagt wird, man könne aus dem Geschütz nur eine bestimmte, geringe Anzahl — etwa 150 — Granaten verschleßen. Der „Brummer“ überlebt gewiß den Feldzug.

Ehe nun ein Schuß abgefeuert wird, wird genau die Entfernung berechnet, nachgerichtet und nochmals gerechnet, gezielt und geprüft und, laßt das Geschütz durch die Luft, ist auch der Kanonier des Erfolges sicher. Erst ist eine mächtige hohe Feuerwolke bemerkbar, dann eine gelb und schwarz sich ballende Rauchwolke, wohl über hundert Meter hoch mit Eisenbeton, Erd und sonst allem vermischt, und dann ganz spät ein von weit her schallendes dumpfes Grollen: der Knall.

Das Geschütz bringt bei nicht allzu festem Boden etwa 8—10 Meter tief in die Erde ein, freipreist und reißt einen Trichter von ungefähr 15—18 Meter Durchmesser.

Niemals marschieren die deutsche schwere Artillerie und vor allem die mit der „fleißigen Berta“ ausgerüsteten Bataillone allein. Vorne und hinten, rechts und links, überall starke Infanterie- und Kavalleriebedeckung, Maschinengewehre und leichte Artillerie zum Schutz gegen Ueberumpelungen auf dem Marsch. Und außerdem bleibt ja das Geschütz auch so weit hinter der fechtenden Truppe, daß ein Ueberfall ausgeschlossen ist. Erreichbar sind die Mörser in ihrer Gefechtsstellung vom Gegner nie.

Ich weiß fast genau, daß die feindliche Artillerie stets als Schutzwand 10000 Meter annimmt. Steht nun der Mörser auf 15000 Meter, so bleiben ihm immer noch eine Anzahl Kilometer zum Schuß. Nun möchte ich noch an dieser Stelle einfügen. Daß wohl die Schußweite und Treffsicherheit 44000 Meter beträgt, man jedoch auf diese Entfernung niemals Schüsse abfeuern wird. Es wäre eine Verschwendung der kostbaren Munition und eine große Anforderung an die Stabilität des Geschützes, weil man auf diese Entfernung den Schuß nicht beobachten kann. Wenn das Geschütz auch etwa 44000 Meter weit trägt, wird man doch wohl nur in den seltensten Fällen über 20000 Meter schießen, und das will für die heutige Taktik schon etwas sagen.

Freistehend wird das Geschütz auch nie verwendet werden. In der dem Schießtage vorangehenden Nacht wird es so eingedeckt, daß nichts von ihm zu sehen ist. Den Namen „Brummer“ haben dem 42 Zentimeter-Mörser die Belgier gegeben. Dagegen haben die deutschen Kanoniere das Geschütz „die fleißige Berta“ getauft zu Ehren der Gattin des Herrn von Krupp, die bekanntlich Berta heißt. Unter diesem Namen ist der 42 Zentimeter-Mörser in der ganzen Armee bekannt und man spricht nur von den Leistungen der „fleißigen Berta“.

Der Gesang der „fleißigen Berta“ der Korrespondent des „Giornale d'Italia“ schildert seine Eindrücke von dem 42 Zentimeter-Geschütz wie folgt: „Plötzlich hören wir, wie ein angstvolles Geheul die Luft durchschneidet. Man hat die Idee eines unsichtbaren Ungeheuers, das über unsere Köpfe dahinschwebt, bellend, zischend, wiehern, wie ein kolossaler Kentaur. Jeder von uns möchte vor Angst hinter Felsen kriechen. So durchleben wir einige Minuten, in denen wir uns in der Willkür des Zufalls fühlen. Es ist, als ob dies Geheul uns in einen Strudel hineinreißt, und davonwirbeln, und in Stücke reißt. Auf einmal hört es auf, und es ist, als ob eine gigantische Hand uns einen Schlag ins Gesicht versetzt, dann ein dumpfes Knacken, wie ein in die Erde geschlagener Riesenhämmer, ein Gebrüll, das in alle Knochen fährt, und 500 Meter von uns steigt eine gigantische Rauchsäule von Steinen, Erde, Asche, Funken, ausgehenden Bäumen, Schutt triumphierend zum Himmel empor. Es ist, als

würde die ganze Ebene zerrissen, das innere Leben der Erde teilt sich uns durch die Fußsohlen mit, bebt in allen Venen wieder, geht durch die Nerven. Es war das Projekt eines jener berühmten deutschen Mörser, das 40 Meter vom Fort niedergefallen ist."

Der französische Militärschriftsteller, Oberst Mouffet, schreibt in einem Pariser Blatte: „Der Fall Antwerpen bedeutet den Triumph der Kanone über den Panzer und des Explosivstoffes über noch so starke Deckung. Weder Stahltürme noch Betonfajematten könnten den gewaltigen Melinitgeschossen trotzen, ebenso wie selbst die Dreadnoughts gegen Minen und Torpedos wehrlos geworden."

Maschinengewehre.

Unter Anwendung aller modernsten Mittel des Kriegshandwerkes wird in den Schlachten des heutigen Weltkrieges mit einer Erbitterung ohnegleichen gekämpft, um den Gegner nicht nur niederzuwerfen, sondern nach Möglichkeit zu vernichten. Hierbei spielen die Maschinengewehre neben der weithin tragenden, die Schlachten vorbereitenden Artillerie, eine erhebliche Rolle. Wir dürfen heute froh sein, daß es bei der großen Militärvorlage des Jahres 1913 gerade noch in letzter Stunde gelang, die Mittel für dieses unentbehrliche Hilfsmittel bereitzustellen und unsere Infanterie und Kavallerie in ausreichendem Maße mit Maschinengewehrabteilungen zu versehen. Was sie sowohl im Osten wie auch im Westen in vorderster Schlachtreihe geleistet haben, wird zweifelsohne in späterer Zeit ebenso große Bewunderung wie auch Ueberraschung auslösen.

Beim Schießen mit Maschinengewehren, die den Gewehren ballistisch ganz gleich sind und dieselben Patronen verwenden, kommen dieselben Grundsätze, wie beim Infanteriefeuer in Betracht: nämlich genaues Schützen der Entfernung, Auswahl des richtigen Zieles, ruhige Feuerleitung und möglichst sparsamer Patronenverbrauch. Das Maschinengewehr schießt genauer, denn es liegt fester in einem Schießgestell, auf das sich die seelischen Erregungen des Mannes nicht in dem gleichen Maße übertragen, wie auf das Gewehr. Es schießt ferner mindestens 30 mal so schnell, denn es kann bis zu 600 Schüsse in der Minute abgeben. Natürlich wird man das Schnellfeuer immer nur kurze Zeit dauern lassen, denn es erhöht den Lauf trotz aller Kühlvorrichtung sehr stark und selbst der größte Munitionsvorrat würde bei längerem Schnellfeuer nicht ausreichen.

Grundsätzlich werden bei Schießen die Gewehre von den Fahrzeugen abgehoben und unter Anpassung an das Terrain möglichst verdeckt in Stellung gebracht, damit das Feuer überraschend eröffnet werden kann. Wir haben ja auch schon mehr als einmal gehört, daß feindliche Angriffe an solchen überraschenden Feuer zusammengebrochen sind, so daß dieser überraschenden Wirkung die größte Bedeutung beizumessen ist. Je nach der Stellung, die der das Gewehr bedienende Schütze einnimmt, unterscheidet man den stehenden, knienden, sitzenden und liegenden Anschlag. Man wählt den niedrigsten Anschlag, bei dem das Ziel noch gesehen werden kann, weil dadurch die eigenen Verluste geringer werden.

Man unterscheidet hier „Reihenfeuer" und „Dauerfeuer". Das erstere besteht aus einer Folge von etwa 25 Schüssen, nach der eine Pause zur Beobachtung der Wirkung und etwaigen Änderung des Visiers oder des Zielpunktes eintritt. Meist aber wird „Dauerfeuer" angewendet, wobei das Schießen nur unterbrochen wird, wenn die Verhältnisse es erfordern. Ein Einschließen wird auch hier nur selten möglich sein; dagegen wird man öfter von dem Entfernungsmesser Gebrauch machen können. Das Feuer kann entweder gegen einen Punkt gerichtet werden oder aber das Ziel wird in größerer Breite durch „Streuen" beschossen, wobei während des Feuers die Richtung langsam und gleichmäßig geändert wird. Das „Streuen" ist etwas dem Maschinengewehr Eigentümliches und muß besonders eingeübt werden. Daher finden die meisten Übungen im Schießschießen zum Erlernen des Streuens gegen verjüngte Ziele auf ganz nahe Entfernungen statt.

Das Maschinengewehr ist eine furchtbare Waffe, wenn die Zielentfernung bekannt ist, oder mit hinreichender Sicherheit ermittelt werden kann. Auf weitere Entfernungen ist das nicht der Fall und man muß, am einen Raum von genügender Tiefe unter Feuer zu halten, entweder mit mehreren Visieren schleichen oder auch nach der Tiefe streuen. Beides führt aber zu großem Munitionsvorbrauch. Die Wirkung eines Maschinengewehres kann der von etwa 60 Schüssen gleichgesetzt werden; in dem Raum, in dem 60 Schüssen kämpfen, kann man aber mit Leichtigkeit 6 Maschinengewehre aufstellen. Man wird also die Maschinengewehre vorzugsweise dort verwenden, wo eine entscheidende Feuerwirkung in kurzer Zeit oder von einem beschränkten Raum ausgehend erwünscht ist. Besondere Dienste leisten sie zweifelsohne der von der Front tätigen Armee-Kavallerie, ferner bei Begleitung und Durchführung des Infanterieangriffs, bei der Verteidigung von Engpässen und im Gebirge.

Wie ich mein Eisernes Kreuz gewann.

Aus dem Notizbuche des Grenadiers Egemann vom Regiment 157.

Am 22. August hatte unser Bataillon die Vorhut, meine Kompanie die Spitze. Wir waren soeben in Sicht eines großen Waldes gelangt, als unsere zurückkommenden Patrouillen den Feind in großer Stärke meldeten. Schon sehen wir Melbereiter unserer Kavallerie zurückjagen. Sofort hieß es, auszuweichen! Meine Kompanie stand an dritter Stelle. Vor uns war die 4. Kompanie schon in ein heftiges Feuer geraten. Unser Bataillonskommandeur wollte soeben den Befehl geben, daß die 1. Kompanie

rechts von der Straße im Walde in Schützenlinie vorgehen sollte, da traf ihn die tödliche Kugel, und er sank lautlos vom Pferde. Wir gingen nun in Schützenlinie vor. Gleich beim zweiten Sprünge fielen unsere beiden Leutnants. Ich befand mich in diesem Augenblick auf dem rechten Flügel der Kompanie und erbot mich freiwillig, als Patrouille ins Vorgehen zu gehen. Niemand begleitete mich. So kam ich bis an eine Landstraße; plötzlich hörte ich vor mir ein Geräusch; ich konnte mich gerade noch hinwerfen, und dann sausten auch schon die ersten blauen Wunden über das Feld. Nun aber ging's im Trabe zurück zur Kompanie, die noch auf derselben Stelle lag. Nun war mein Leutnant R. auf mich aufmerksam geworden, ich ging nochmals in Begleitung von vier Mann vor. Plötzlich hieß es, wir auf Franzosen, und auf die Straße losgehen, war eins. Nun gingen wir langsam weiter vor, ich borgte mir ein Fernglas und sehe durch dasselbe in einer Entfernung von 50 Mtr. vor mir die ganze Chaussee von Franzosen besetzt. Jetzt kam die Kompanie heran, es war in der Nähe des Dorfes Rosignol, und die Granaten schlugen wie toll in dem Walde ein, in dem wir lagen. Nun wurde Sturm kommandiert, da sprang ich vor und brüllte den Feind zu, sie sollten mir folgen, und stürmte vorwärts, immer zehn Mtr. vor den anderen. Endlich kamen wir an den Waldbesand, und da fanden wir uns plötzlich von Drahtgeflecht eingeschlossen. Ein Ringelzug, wie er nicht zu beschreiben ist, überschüttete uns jetzt. In diesem Geschloß lag nun die Kompanie. Da sprang ich plötzlich auf, rief einem Tambour das Beil von der Seite und stürmte nach vorn. Alle um mich her schürten die Köpfe. „Hilft alles nichts", gab ich zur Antwort, „heraus müssen wir aus diesem Gefängnis, und so hieb ich mit meinem Beile ganz allein eine Lücke in das Drahtgeflecht, und nun folgte die Kompanie im Sturm durch die Öffnung. Ich gab selbst die Kommandos und rief den Leuten auch die Visierstellungen zu. Meine Kameraden nahmen nun die Sträucher vor dem Dorfe unter Feuer. Sofort hörte der Regen auf, und nun kam die Hilfe, denn links von uns schoben sich die Schützenlinien der Unseren nach vorn. Das gab mir eine ungeheure Zuversicht und Courage. Rechts von uns stand eine französische Batterie, die uns dauernd unter Feuer nahm. Ich machte die Kameraden auf diese aufmerksam, alle waren damit einverstanden, die Batterie zu stürmen. Nun kommandierte ich: „Der Zug, Sprung, auf, marsch, marsch, vorwärts!" und im selben Augenblick sah ich meinen Hauptmann, wie er mit hochgeschwungenem Säbel von rechts auf die Batterie losstürmte. Wir stürmten nun von der linken Seite auf die Batterie los, und hurra die Geschütze sind unser. Nun ging's auf das Dorf zu, das im Sturm genommen wurde. Plötzlich kam der Befehl: „Infanterie, das Dorf räumen." Raum hatten wir uns zurückgezogen, da kamen auch bereits die ersten Granaten herangeschossen. Trotzdem hatten wir in der Eile noch sechs Franzosen, die sich in dem Chausseegraben versteckt hatten, gefangen genommen. Am nächsten Tage stellten sich heraus, daß wir gegen zwei französische Divisionen Kolonialtruppen, die besten Feldsoldaten Frankreichs, gekämpft hatten. Wir hatten 36 Gefühle, 2000 Gefangene, zwei Fahnen erobert und einen General gefangen. Ich wurde zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen und trage es mit Stolz.

Dr. Karl Ramsauer, Assistent am Radiologischen Institut und Privatdozent an der Universität Heidelberg, zurzeit Unteroffizier der Reserve bei einem badiischen Feldartillerie-Regiment, hat am 2. Oktober das Eiserne Kreuz erhalten. Ueber die Veranlassung dazu entnehmen wir einem uns zur Verfügung gestellten Briefe:

„Ich sah als Geschützführer mit der Bedienung des Geschützes (5 Mann) und der Bedienung der Munitionswagen (3 Mann) hinter dem Geschütz und nebenschießenden Munitionswagen, als eine Granate einschlug und unsere ausgepackte Munition (etwa 50 Schrapnells und Granaten) in Brand setzte, d. h. es brannten drei der gelochten Körbe, in denen 9 Granaten waren, und der umgebende Waldboden (Niesenzweige und so was.) Alles brach sich in Sicherheit. Bei weiterem Brennen wären alle Kartuschen und Geschosse losgegangen und hätten mindestens den Munitionswagen und das Geschütz zerstört, abgesehen von dem bedenklichen moralischen Eindruck der Explosion. Ich blieb daher beim Geschütz, rief mit den Händen alles auseinander und trampelte es aus, ohne daß etwas explodierte; ich hatte übrigens in dem Augenblick die phantasievolle Ueberzeugung, daß die Zeit noch reichen müsse. — Der Wachmeister brachte das Kreuz um 12 Uhr nachts vom Befehlsempfang mit; ich wurde aus meinem Strohlager neben einer Leihne, mit Bäumen umstandenen Marienkapelle geweckt, und der Batteriechef überreichte mir das Kreuz in Gegenwart der anderen Offiziere. Dann wurde der allerdings recht kleine Rest des vorhandenen Rotweins getrunken. Dazu war heller Mondschein, und an unserer ganzen Front das Quakern der Maschinengewehre und Infanterie mit einzelnen Schüssen der Fußartillerie."

Der Krieg und das soziale Gewissen.

Ohne Zweifel gehört die Schärfung des sozialen Bewusstseins bei einem großen Teile unserer Bevölkerung, der in der sozialen Frage nur ein notwendiges Uebel erblickte, zu den segensreichsten Eigenschaften des gegenwärtigen Krieges. Jetzt steht nicht mehr der Völkerverhaß dem Konserativen, der Wohlhabende dem Armen, nein, jetzt steht der Mensch dem Menschen gegenüber. Die verschiedenartige Bewertung der einzelnen Menschen, ihre Einteilung in vornehme und geringe hat aufgehört. Jetzt zeigt sich mehr denn je, daß die Glieder eines Volkes gegenseitig aufeinander angewiesen sind. Es soll hier nicht unterlucht werden, wem die Schuld dafür beizumessen ist, daß diese Ueberzeugung erst durch das Schwert sich Geltung verschaffen konnte. Vielmehr sei der Hoffnung Raum

gegeben, daß es unserer Staatskunst gelingen möge, diesen köstlichen Gewinn, den Geist gegenseitiger Achtung und Veröhnung zwischen Unternehmern und Arbeitern in Friedenszeiten treu zu bewahren."

Ein anderer Gewinn, den die gegenwärtige Zeit mit sich brachte, ist die verschärfte Forderung für Arbeitslose. An und für sich liegt dies in der Natur der Sache. Der Krieg wird immer eine Störung im Wirtschaftsleben eines Volkes herbeiführen. Die Wege, die man jetzt auch von Regierungsseite zur Verringerung der Arbeitslosigkeit eingeschlagen hat, verdienen besondere Beachtung. Was in Friedenszeiten ein unerfüllter Wunsch blieb, der Krieg hat es ermöglicht: Die Beschäftigung von Tausenden von Arbeitern mit Innen-Kolonisationsarbeiten! Wir haben in Deutschland noch weite Flächen unbebautes Land, sie urbar zu machen, wird und muß unsere nächste Aufgabe sein. Auch nach Beendigung des Krieges sollte diese Arbeitsmöglichkeit mehr als früher ausgenutzt werden. Vielleicht kann man schon jetzt diesbezügliche Wege einschlagen.

Auch einer anderen Einrichtung sollte man in Friedenszeiten fortan den Schein eines Almosen-Instituts nehmen und sie in das Programm der ständigen Volkspflege aufnehmen: die Volks- und Kinderküchen. Was in Zeiten höchster Not möglich war und sich glänzend bewährt hat, sollte man für immer beibehalten. Daß es nach dem Kriege auch noch Arzenei geben wird, denen die Volksküchen willkommen sind, wird wohl von niemandem bestritten werden. Man schaffe aber die sogenannte Gratsarbeit in solchen Küchen ab. Alle Hilfskräfte sollen bezahlt werden. Dadurch schafft man Hilfe nach zwei Seiten: man beschäftigt arbeitsloses Küchenpersonal und gibt armen Leuten billige, gute Kost.

Die Einwirkung des Krieges auf die Angestelltenversicherung.

a. Beitragspflicht. Für die zur Fahne einberufenen Angestellten sind keine Pflichtbeiträge zu entrichten, grundsätzlich selbst dann nicht, wenn der Arbeitgeber die Bezüge des Angestellten ganz oder teilweise weiterzahlt oder ihm die Wiedereinstellung nach beendigtem Kriege wieder zugesagt hat. Fällt die Einberufung innerhalb des Monats, so hat der Arbeitgeber acht Hundertstel des auf die Beschäftigungszeit fallenden Entgelts als Beitrag zu zahlen. Die entgegengesetzte Auffassung der Reichsversicherungsanstalt, daß in den erwähnten Fällen die Beiträge, und zwar in voller Höhe, weiterzuzahlen seien, ist nach Meinung des Verbandes der deutschen gemeinnützigen und unparteiischen Rechtsanwaltsstellen nicht zutreffend. Hielt sich der Arbeitgeber nicht verpflichtet zur Zahlung, so kann er die Beitragszahlungen einstellen und die angeforderten Beiträge verweigern, und die Reichsversicherungsanstalt muß den Streit beim Rentenausschuß Berlin austragen, gegen dessen Entscheidung auf Widerspruch das Schiedsgericht entscheidet. Durch das Verfahren erwachsen den Beteiligten keine Kosten. Nur wenn die Fortsetzung des Beschäftigungsverhältnisses von den Beteiligten vereinbart ist, bleibt der Angestellte versicherungspflichtig und sind für ihn die Beiträge in der dem weitergewährten Entgelte entsprechenden Gehaltsklasse zu zahlen.

b. Erhaltung der Anwartschaft. Die Anwartschaft auf die Leistungen der Angestelltenversicherung und auf das Recht, die Versicherung freiwillig fortzusetzen, geht für den einberufenen Angestellten nicht verloren, auch wenn Beiträge nicht geleistet werden. Die vollen Kalendermonate, in denen der Versicherte zur Erfüllung der Wehrpflicht in Kriegszelten eingezogen gewesen ist oder in Kriegszelten freiwillig militärische Dienstleistung verrichtet hat, gelten nämlich als Beitragsmonate, durch deren Hinzurechnung die Anwartschaft nicht erlischt weder für den Pflichtversicherten, noch für den freiwillig Versicherten (§ 49 Abs. 1), und die werden ferner als Beitragsmonate angerechnet, die die Voraussetzung für die freiwillige Fortsetzung der Versicherung bilden, und ebenso auf die 120 Beitragsmonate, die nötig sind, damit die Versicherten die Versicherung freiwillig gegen die Anwartschaftsgebühr fortsetzen können (§ 15 a. a. O.). Die gleiche Wirkung haben die Zeiten, wo der Eingezogene infolge der Verwundung arbeitsunfähig ist. Jedoch ist der Unterschied von der Arbeiterversicherung zu beachten, daß die Kriegsmomente nur den Verlust der Anwartschaft verhindern, dagegen nicht zur Erhöhung der Leistungen beitragen und für die Berechnung, der abgelaufenen Wartezeit des § 396 a. a. O. (60 Beitragsmonate) unberücksichtigt bleiben (§§ 51, 171, 396 a. a. O.).

c. Freiwillige Fortsetzung der Mitgliedschaft. Da für die Berechnungen der Leistungen und der abgelaufenen Wartezeit nur die Kalendermonate in Betracht kommen, in denen Beiträge tatsächlich geleistet werden, hat die freiwillige Fortsetzung der Mitgliedschaft für die Angestellten eine größere Bedeutung als für die Invalidenversicherung, wo die Kriegswunden auch die Rente erhöhen. Deshalb sollten Angestellte, deren Verhältnisse es gestatten, die Versicherung freiwillig fortsetzen. Die Fortsetzung ist höchstens in der Gehaltsklasse zulässig, die dem Durchschnitt der letzten sechs Pflichtbeiträge entspricht oder am nächsten kommt, aber auch in jeder niederen Klasse, Voraussetzung ist, daß der Versicherte mindestens 6 Beitragsmonate hindurch versicherungspflichtig beschäftigt wurde. In den Beitragsmonaten in diesem Sinne zählen die Kriegsmomente.

d. Leistungen. Mit Rücksicht auf die lange Wartezeit (§ 21 des Gesetzes) ist es sehr unwahrscheinlich, daß die Angestelltenversicherung in diesem Krieg Hauptleistungen zu gewähren haben wird. Es kommt nur die Beitragserrichtung in Frage: Der hinterlassenen Witwe des Versicherten oder seinen hinterlassenen Kindern unter 18 Jahren wird, falls sie Renten nicht beanspruchen können, die Hälfte, bei der freiwilligen Versicherung drei Viertel der für den Versicherten eingezahlten Beiträge erstattet.

Vermischtes.

Die Studenten und der Krieg. Zu welcher hohen Grade die deutsche Studentenschaft am Kriege beteiligt ist, ergibt sich aus dem Anteil, den die in den Korporationen vereinigten akademischen Bürger der schwäbischen Landesuniversität Tübingen an dem Kriegerkampf des deutschen Volkes nimmt. Bei einer Reihe Korporationen stehen, wie man uns mitteilt, alle Mitglieder und Reservisten oder Freiwillige im Feld, bei anderen sind alle Kriegsteilnehmer oder Krankenpfleger weg, von einem anderen großen Teil sind nur wenige zurückgeblieben, und von dem Rest der Verbindungen ist weitaus der größte Teil ausgezogen. Die 143 Angehörigen des Stiftes des evangelisch-theologischen Seminars haben 123, die 142 des katholischen Konvikts über 100 zum Waffendienst gestellt und erstere außerdem 9 zum Sanitätsdienst. Insgesamt stehen von Tübingen von 2069 deutschen Studenten des letzten Semesters gegen 1500 in der Front und einige hundert im Dienste der Sanität, darunter Angehörige aller Bundesstaaten. Diese Ziffern lassen die Opferfreudigkeit unserer Universitätsjugend in glänzendem Lichte erscheinen. 1870/71 waren von 13766 Studierenden der damaligen 19 deutschen Universitäten 3200 ausmarschiert und 1200 standen im Sanitätsdienst.

Der Krieg in den englischen Inseraten. Die New-Yorker „Evening Post“ stellt aus englischen Zeitungen bemerkenswerte Inserate zusammen, die sich auf den Krieg beziehen. Unter dem Vorgeben, daß damit dem Vaterlande ein Dienst geleistet werde, da die merkwürdigsten Dinge erbeten. Zahlreiche junge Engländer inserieren, um Gefreudige zu finden, die ihnen als Beigabe oder Geschenk Motorräder spenden, weil sie sich als „Meldeboten“ einstellen lassen wollen, oder sie bitten um Gewehre, um „Dolche“ und Ausrüstungsgegenstände aller Art. Ein Ingenieur wünscht ein Flugzeug, mit dem er sich auf den Kriegsschauplatz nach Frankreich begeben möchte. Ein Londoner Arzt ersucht um 12000 Mark, damit er seine Praxis aufgeben und als Militärarzt eintreten könne. Der bekannte „Sechshundertjährige für Körperpflege“ Eugen Sandow bietet in ellenlangen Anzeigen in allen englischen Zeitungen seine Dienste an, durch die er imstande sei, auch den größten Schwächling binnen kurzem zu einem kleinen Hercules zu machen, der dann schon mit den Deutschen fertig werden würde. Für die Bestrebungen des roten Kreuzes werden Menschenfreunde gesucht, die alles Mögliche beisteuern sollen, z. B. zwei Gentleman mit je 4000 Mark, um die freiwillige Mannschaft einer roten Kreuz-Nacht zu vervollständigen. Amerikaner, die London noch nicht haben verlassen können, bieten Phantasiepreise für eine gute Kabine auf einem Dampfer unter amerikanischer oder neutraler Flagge nach den Vereinigten Staaten oder auch nach Südamerika.

Mittagsmahl. Der Schlaf nach dem Mittag kann bei allen Personen, die an Blutandrang nach dem Kopf leiden, direkt zu einer Gefahr werden. Das ist besonders der Fall nach sehr umfangreichen Mahlzeiten oder solchen, bei denen schwer verdauliche Speisen, zum Beispiel Haisfleisch, genossen wurden. Es wird nämlich teils durch die Menge der genossenen Speisen, teils durch die Gasbildung der Magen aufgetrieben und infolgedessen der Herzraum beeinträchtigt. Wenn nun das Herz und seine Gefäße nicht mehr ganz intakt sind, so kann die durch die Verdauung verursachte starke Füllung der zentralen Blutgefäße mancherlei unangenehme Erscheinungen auslösen; es können schwere Anfälle von Herzangst sich einstellen, ja sogar Herz- und Gehirnschlag eintreten. Geringer ist die Möglichkeit der Erscheinungen, wenn man in aufrechter Haltung ruht (also nicht liegt). Wo aber durch das Alter oder die körperliche Beschaffenheit auch am Tag Schlaf angezeigt ist, wird er vor dem Essen nicht nur mehr erquickend, sondern er wird auch den Appetit heben, weil man sich mit größerem Lustgefühl zu Tische setzt.

Der erste Ausgang. Die ersten Ausgänge eines Genesenden müssen sorgsam überwacht werden. Besonders gefährlich erweisen sich rauhe, trockene Winde. Sie kommen bei uns hauptsächlich von Osten und Nordosten. Es ist dringend anzuraten, daß der Genesende während dieser das Zimmer hütet. Ungünstig ist auch die feuchtkalte Witterung; sie gibt namentlich zum Durchkälten der Füße Anlaß. Es ist also ratsam, dem Genesenden, solange der Boden naß ist, nur ganz kurze Spaziergänge zu gestatten. Das Benutzen der Eisenbahn ist solange wie möglich hinauszuschieben. Wegen Ausfahrten im offenen Wagen ist dagegen bei gutem Wetter im allgemeinen nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß der Genesende warm genug gekleidet ist. In Fällen, in denen Erschütterungen des Körpers vermieden werden sollen, müssen natürlich alle Fahrten unterbleiben.

„Dings“. Ich verkehre viel in einer befreundeten Familie, wo ich mich sehr heimisch fühle. Die Kinder sind gut erzogen, die Hausfrau nett und freundlich und ihr Gatte ein kluger und begabter Kopf, von dem ich schon vieles gelernt habe. Aber so gern ich mit ihm plaudere, und so angenehm mir seine Gesellschaft ist, eine unheimliche Angewohnheit kann mir schon nach kurzer Zeit auf die Nerven fallen: er pflegt nämlich Sachen, deren Namen ihm nicht gleich einfallen, kurzweg mit „das Ding“ zu bezeichnen; und da dies bei ihm etwas oft vorkommt, ist seine Rede mit diesem für mich nachgerade unerträglich gewordenen Worte geradezu gespickt. Ich kann dies nicht anders als Gedankenlosigkeit nennen und Rücksichtslosigkeit gegen den Zuhörer obendrein. Denn der Sinn seiner Rede wird durch diesen einen Verlegenheitsausdruck oft unkenntlich; und wenn man ihn verstehen will, muß man neben dem Zuhören die ganze Gedankenarbeit des Befindens auf den richtigen Namen des „Dings“ leiten, die er sich mit jenem Ausdruck erspart hat. Daß das nicht immer möglich ist, leuchtet ein. Und so komme ich öfters in die Verlegenheit, ihm sagen zu müssen: „Es tut mir leid, aber ich verstehe Sie nicht, weil Sie wieder einmal den Kernpunkt der Sache, das Wort, worauf es ankommt, mit Ihrem beliebigen Sammelnamen „Dings“ belegt haben.“ Er pflegt mich dann mit einem verlegenen Nicken anzusehen, auch ein paar Sätze langsam, deutlich und ohne Zuhilfenahme seines Lieblingsausdrucks zu sprechen, um dann doch wieder in den alten Fehler zurückzufallen. Ich glaube, er wird ihn nie los!

Ein Wiedersehen im Felde. Aus dem österreichischen Kriegspressequartier erfahren wir. Unter den vielen Zufälligkeiten dieses Krieges mag die folgende die abenteuerlichste sein: Ein Leutnant, der gelegentlich einer Streife zurückbleiben mußte, konnte nicht mehr sein Regiment erreichen, das vorwärts marschiert war, und schloß sich einem anderen an, das unmittelbar darauf ein heftiges Gewehrfeuer aus Gräben gegen die Russen eröffnete. Die Gräben waren vortrefflich vorbereitet, fast kleine Wohnungen. In einen von diesen kroch der Leutnant und fand dort einen Kameraden, den er kaum ansehen konnte, so rasch war er sich nieder und schloß. Dann fiel der Blick des Kameraden auf ihn, und dieser schrie überrascht: „Karl, bist du es wirklich! Ich dachte, du bist in Indien.“ — Und nun erzählte der Leutnant, daß er in Indien gewesen, um dort zu malen, und wie es ihm gelungen sei, nach Ägypten zu fahren und von dort auf einem griechischen Dampfer als Decker zu entkommen. Die beiden schloßen dabei ruhig weiter, zielten sorgfältig, und der Maler sprach von Indien. Der Regen des galizischen Herbstes tropfte auf die beiden, der Maler aber beschwor in seinen Worten die glänzenden Erinnerungen des Sonnenlandes. Jahrelang hatten die beiden Freunde sich nicht gesehen, und hier im galizischen Schützengraben feierten sie ihre Begegnung, Erinnerungen tauchten auf, schwirrten über sie wie die Ägeln, die sie suchten. Und der Maler-Leutnant lud und schloß und seine Worte leuchteten von

Dschungeln, Tigerjagden und Maharadschas und ureigenen, märchenhaften Hindutempeln . . .

Berichte aus den Werkvereinen.

Werkverein der Chemischen Fabrik Ortesheim-Elektron. Den Geldentod fürs Vaterland starben unsere treuen Kollegen

Heinrich Jung

Theodor Liesum

Ludwig Maul

Ihr Andenken wird bei uns stets in Ehren bleiben.
Der Vorstand.

Spielplan der Frankfurter Theater.

	Opernhaus	Schauspielhaus	Neues Theater
Samstag 31. Oktober	7 Uhr „Cavalleria rusticana“ Herauf „Der Leberfall“ Im Ab. Gew. Preise.	1/8 Uhr „Mein Leopold“ Außer Abom. Ermäß. Preise.	8 Uhr „Das Musikantenmädchen“ Ab. B.
Sonntag 1. November	6 Uhr „Die Meister-singer von Nürnberg“ Im Abonnement Gew. Preise.	3 Uhr „Der Dantow“ Außer Ab. Besondere erm. Pr. 1/8 Uhr: „Jahrmärkte in Pilsen“ Im Ab. erm. Preise.	8 1/2 Uhr „Die spanische Flieger“ 8 Uhr „In der Welt — Amen“ Herauf: „Sturmwind im Osten“ Zum Schluß: „Ein Wandwehmann in Frankreich“ Außer Abom.
Montag 2. November	Geschlossen.	1/8 Uhr „Abendsonne“ Herauf „In Behandlung“ Im Ab. Al. Pr.	
Dienstag 3. November	7 Uhr „Wilhelm Tell“ Im Abonnement Gewöhnl. Preise.	1/8 Uhr „Der verlorene Sohn“ Im Ab. Al. Pr.	
Mittwoch 4. November	1/8 Uhr „Hofmanns Erzählungen“ Aus. Ab. ermäß. Preise.	1/8 Uhr „Der verlorene Sohn“ Im Abonnement Kleine Preise.	
Donnerstag 5. November	7 Uhr „Die verkaufte Braut“ Im Abonnement Gewöhnl. Preise.		

Schumanntheater. Von Samstag Abend 31. Okt. ab kommt die patriotische Volkspoesie „Amrad Männe“ von Jean Ren und G. Dantowsky. Gesangstexte von Alfred Schönsfeld, Musik von Max Winterfeldt (Jean Wilbert) zur ersten Aufführung. „Amrad Männe“ ist im Berliner Thalia-Theater mit großem Erfolg zur Darstellung gekommen. Der erste Akt bringt Dichtung und Komposition des „Sang an Regir“ von Kaiser Wilhelm II. Die Direktion des Schumanntheaters hat für dieses Stück ganz kleine Preise angelegt.

Metallproben unter dem Mikroskop.

Das Mikroskop, dessen Erfindung sich einigermaßen in Dunkel hält, ist jedenfalls zuerst benutzt worden, um die geheimnisvolle Welt des Organischen zu erforschen. So hat van Leeuwen bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts gezeigt, daß es neben den großen Lebewesen eine unermessliche Welt sehr kleiner Gebe, und mit dem Mikroskop ist man auch immer mehr in den geheimnisvollen Aufbau eingebunden, den beispielsweise der Körper des Menschen darstellt. Mit Recht hat man das wunderbare Instrument zu solchen Diensten benutzt. Denn gerade die praktische und so wertvolle Heilkunde hat durch das Mikroskop kostbare Befunde erhalten, und darum schien dies feine Instrument vor allem für den Arzt wichtig zu sein, oder doch wenigstens für den Physiologen, der die Welt des Lebenden zu erforschen strebt.

Die wesentliche Eigentümlichkeit eines organischen Gebildes besteht nun, wie man wohl sagen darf, darin, daß es sich als ein vielseitiges und kompliziertes Ganzes darstellt, das zu erforschen der Mühe wert erscheint. Kann diese lohnende und interessante Arbeit aber beispielsweise auch bei einem Stück Eisen angewendet werden? Der Laie wird dies unweifelhaft verneinen, und sicher würde früher auch der Gelehrte nicht anders geurteilt haben. Was zeigt schließlich ein solches Stück Metall bei starker Vergrößerung? Wahrscheinlich nur ein mehr oder minder grobes Korn, aber sonst keine interessanten Details.

Man denkt heute freilich anders über die „metallographischen“ Prüfungen, welche mittels des Mikroskops vorgenommen werden, und deren Ergebnisse im Bilde festgehalten werden können.

An sich reicht die Idee mikroskopischer Metallprüfungen schon etwa 50 Jahre zurück. Es hat ja immer Leute gegeben, die ihrer Zeit voraus waren, wenn sie auch nicht die Anerkennung fanden, welche ihnen gebührt hätte. Vielleicht fehlte es zunächst auch an einer brauchbaren Methode, deren Erfolge den Gedanken derartiger Unter-

suchungen populär gemacht hätten. Denn es genügt nicht, das betreffende Stück einfach mit dem Mikroskop zu betrachten, wobei allerdings wenig erreicht würde.

Wenn uns der Naturforscher erzählt, daß die Steinkohle ein Verwesungsprodukt von Pflanzen sei, und daß sich bei ihr noch der Bau organischer Zellen nachweisen lasse, so hat er dies durch ein gewisses Raffinement der Untersuchung entdeckt. Er hat nämlich dünne Schlässe von Kohle hergestellt, und diese darauf mit Salpetersäure behandelt. Unter dem Mikroskop erschienen dann vor seinem Auge wirklich Gebilde, welche als pflanzliche Zellen angesprochen werden durften.

Und in ähnlicher Weise verfährt die moderne Untersuchungstechnik bei Metallen. Hierbei werden nämlich zuerst mittels besonderer Sägen etwa Scheiben aus dem betreffenden Material herausgeschnitten. Diese müssen aber auch noch verschiedene Prozesse durchmachen, ehe sie unter das Mikroskop gebracht werden können. Zuerst werden sie also auf das sorgfältigste poliert. Und zwar geschieht das mit immer feineren Poliermitteln, bis endlich spiegelblank Flächen erreicht worden sind.

Diese Flächen werden sodann, ähnlich wie bei der Untersuchung der Kohle, mit einem geeigneten Reagenzien behandelt. So läßt sich beispielsweise eine ammoniakalische Kupferammoniumchlorid-Lösung verwenden. Solche Mittel greifen natürlich das Material an und nehmen kleine Beträge desselben weg. Nun läßt sich aber leicht vorstellen, daß ein Reagenzien das Metall nicht überall gleichmäßig auflöst, sondern daß dasselbe an verschiedenen Stellen der Zerstörung einen ungleichen Widerstand entgegenzusetzen wird. Und die Folge ist dann die, daß ein feines Relief entsteht, welches unter dem Mikroskop das interessante Bild einer charakteristischen Struktur zeigt. Solche Bilder sind oft so reichhaltig, daß man ein Stück organischer Welt zu erblicken glaubt.

Vor dem Verfasser dieser Zeilen liegen einige hübsche Abbildungen geätzter Flächen, wie sie unter dem Mikroskop erscheinen. Sie stellen Kreise dar, die man beim Blick durch das Mikroskop sieht. Das Bildchen, welches

Stahl mit hohem Kohlenstoffgehalt zeigt, ist ziemlich dunkel, und es heben sich vom schwärzlichen Hintergrund weiße Striche ab, als ob jener marmoriert wäre; bei niedrigem Kohlenstoffgehalt ist das Bild mehr grau in grau gemalt; eine Gußeisenprobe weist eine blätterartige Zeichnung auf; stark zinnhaltiges Lagerweihmetall läßt helle Blerecke erkennen, als ob man ein Stückchen Wurst mit Speck durchgeschnitten hätte, und Kupferoxydul im Kupfer verrät sich durch eigentümlich tropfenartige Fiedeln.

It für eine bekannte Zusammensetzung das betreffende Strukturbild ermittelt, so läßt sich also umgekehrt aus einer solchen Probe auf die Bestandteile eines Metallstückes schließen. Und ebenso stehen die Verfestigungsweise und auch die Güte eines Stückes in ganz bestimmtem Zusammenhang mit den metallographischen Resultaten. Sehr interessant sind Untersuchungen, welche sich auf die Gleichmäßigkeit der Struktur beziehen. Bei Stücken ungleichmäßiger Zusammensetzung ist sie zum Beispiel am Rande feinkörniger als im Innern. Das erklärt dann auch, warum sich etwa scheinbar unmotivierte Spannungen geltend machen konnten, welche einen Bruch herbeiführten.

Die Metallographie macht es heute möglich, bei irgend einem alten Gerät, Waffenteil oder dergl. ziemlich genau festzustellen, aus was für Material es hergestellt wurde, und welche Arbeitsweise man angewendet. Insofern können derartige Prüfungen historisch überaus bedeutend sein. Diese Untersuchungsweise bietet aber auch ein vorzügliches Mittel, die in einem Betriebe gewonnenen Materialien ständig zu kontrollieren. Und ebenso gibt das Mikroskop Befunden, ob dieser oder jener Arbeitsprozeß mehr zu empfehlen sei.

Bei manchen Waren, wie bei Bestecken und dergl. pflegt wohl ein „vorgebundenes Muster“ außen an dem betreffenden Paket Auskunft über den Inhalt zu geben. Bei Metallen mag ein Strukturbild, das auf die gezielte Weise gewonnen ist, das Außergewöhnliche bilden.

